

SOMA

MONATSSCHRIFT FÜR KÖRPERKULTUR UND KUNST



Dr. Fränzel: Keiner Freude schämte sich der Gott! / Wenn nun jemand kommt / Von unreifen Äpfeln, vom Spucken und einem weißen Kleid / Dr. Fränzel: Remarque und wir / Hildegard G. Fritsch: Periode und Leibesübungen / P. Sarfert: Ein Paradies in der Südsee / Willkommen im Somabund! / Fritz Hansen: Ähnlichkeit / Aufruf an unsere Leser! / Betrifft Freigabe der Monatszeitschrift „Soma“

Probenummer

KLEINE ANZEIGEN

Hier begegnen sich, die uns freundlich gesinnt

Aus gesetzlichen Gründen muß sich der Verlag folgende Rechte vorbehalten: Entscheid über Annehmen, Ablehnen und zum aufgegebenen Inserate, ferner gegebenenfalls Öffnen und bei Notwendigkeit auch Vernichten chiffriert einlaufender Zuschriften, die nur, wenn freigemacht, angenommen werden. Letzter Annahmetag für kleine Anzeigen ist der 5. eines jeden Monats

ANZEIGENTARIF

Überschrift (fettgedruckt) 50 Pf.
Jedes Textwort (bis zu 15 Buchstaben) 15 Pf.
Mindestpreis jeder Anzeige 3 RM.
Chiffregebühr dazu 1 RM.

Ausbedungen werden muß Zahlung im voraus auf
Postscheckkonto 50964 Leipzig
Gerichtsstand für beide Teile ist Leipzig

Alle Zuschriften, auch Antworten mit der fettgedruckten Überschrift versehen, sind, wenn nicht andere Adresse angegeben, zu richten an

EULEN-VERLAG, A.-G., LEIPZIG C 1, LANGE STRASSE 8

Veg. Ferienheim Glüsing

Haltestelle Drögennindorf der Kleinbahn Lüneburg-Soltau, dicht an Wald und Heide gelegen. Schmucke, behagliche Räume in stil-echtem niedersächs. Heidehof. Großes Zelt-lager-Lichtgelände! Kräftige, auch Frischkost nach Grotzinger-Lehmrade. Tagespreis RM. 4.— (Einzelzimmer RM. 5.—), Kinder RM. 2.50 und RM. 1.50, können am Unterricht der Heim-schule teilnehmen. Drucksachen frei!

Lichtbilder-Tausch

Wer ist bereit, mit mir Bilder aus dem Gebiet der Freikörperkultur, Gruppen- und Einzel-aufnahmen, zu tauschen. Nur wirklich gut gelun-gene Bilder kommen in Frage. Offerten erbeten an den Verlag „SOMA“.

Wer ist bereit, mit amerikanischem Licht-freund in Briefwechsel über Freikörperkultur-bestrebungen zu treten. Angebot sofort erwünscht. Offerten an den Verlag der „SOMA“.

Erkenne Schicksal und Krankheit aus Auge und Hand

VON EMIL VOGEL

Preis elegant kartoniert Mark 1.—

Im ersten Teil dieses ernst zu nehmenden Buches behandelt der Verfasser in leichtver-ständlicher Weise die Augendiagnose, für die heute jedermann größtes Interesse hat, weil die auf ihr fußende Biochemie mit ihren ans Wunderbare grenzenden Heilerfolgen sich immer mehr die Welt erobert. — Im zweiten Teile seines Buches unterrichtet der Verfasser, wie man die Krankheiten und das Schicksal eines jeden Menschen aus der Hand lesen kann. Auch hier handelt es sich um eine meister-hafte Abhandlung, die, gleich wie die Augendiagnose, schon unzähligen Menschen ver-lorenes Glück, Gesundheit und Zufriedenheit zurückgab. Vier belehrende Zeichnungen sind dem Buche beigegeben: Die Augen mit den Organfeldern, in denen sich jede Krank-heit untrügerisch spiegelt — und die Hände mit ihren Runen oder Linien, die ebenfalls alle in uns schlummernden Krankheiten ver-raten und uns unser Schicksal offenbaren.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Eulen-Verlag A.-G., Leipzig C 1

L a n g e S t r a ß e 8

Zur Beachtung

An Plätzen, wo unsere Zeitschrift „SOMA“ nicht regelmäßig zu erhalten ist, liefert der unterzeichnete Verlag auf Verlangen direkt per Post. Bei vorheriger Einsendung des Abonnementsbetrages erfolgt die Zusendung portofrei. — Das Abonnement kann mit jeder Nummer begonnen werden. Der Preis eines Heftes beträgt RM. 1.— ;

für 3 Monate RM. 3.— ; für 6 Monate RM. 6.— ; für 12 Monate RM. 12.—

Postscheckkonto: Leipzig 50964. Die Zeitschrift „SOMA“ erscheint am Ende eines jeden Monats. Wir bitten, unsere Zeitschrift in Ihren Bekanntenkreisen zu empfehlen.

EULEN-VERLAG A.-G., LEIPZIG C 1, LANGE STRASSE 8

Donner

MONATSSCHRIFT FÜR KÖRPERKULTUR UND KUNST



Aufnahme von Lotte Herrlich

Keiner Freude schämte sich der Gott!

Von Dr. Fränzel

Wann? Wo? Da ihr noch die schöne Welt regiert an der Freude leichtem Gängelband, da finstren Ernst und trauriges Entsagen noch aus eurem heitren Dienst verbannt! Nach jenem Griechenland verlangte Schillers freude-trunkene Seele! Aber seine „Götter Griechenlands“ haben selbst bei seinen besten Freunden schwere Bedenken, haben seitdem noch immer um das Wohl der Jugend besorgten Männern und Frauen bösen Anstoß erregt! Wie leichtsinnig auch von ihm, in dieser ohnehin lebenslustigen, ja wenn es das bloß wäre! fleischeslustigen Menschenwelt noch extra zu Lebens-, zu Fleischeslust zu ermuntern! Wo doch jeder, der es mit dem jungen Volk ernst und ehrlich meint, im Gegenteil alles tun sollte, um den so schon übermächtigen Trieb nach Lebens-, nach Liebesgenuß, der die Jugend verzehrend beherrscht, nach Kräften zu dämmen! Was haben sich Elternhaus und Schule; haben sich Bühne und Kunst nicht darauf eingeübt, daß es ihnen durch Darbietung „edler“ Genüsse besser als Kirche und Kloster gelang, den Drang nach leiblicher Liebe zu „sublimieren“, umzuwandeln; wie stolz waren doch Wandervogel und moderne Schule, daß der Volkstanz im Gegensatz zu Tanzstunde und Schwof so „harmlos“ wie, daß gerade durch das ständige Zusammensein von Jungs und Mädels das Verhältnis der Geschlechter viel reiner wurde! Rühmt nicht die Lichtbewegung von sich, daß gerade die Gewöhnung an gemeinsame Nacktheit die Begierden abstumpft, daß diese aufgeklärte, nüchtern-sachliche Jugend keine Liebesgeschichten, jedenfalls keinerlei wohlberechnete Darstellungen sinnlicher Genüsse mehr mag! Wie leichtfertig, ach wo! wie unzeitgemäß von Schiller, wie frevelhaft von wem es sei — Schriftsteller, Künstler, nicht zuletzt von diese — trifft, allen diesen ehrlichen Bemühungen um Trotz ins kaum gedämpfte Feuer nicht anders als satanischer Schadenfreude Öl zu gießen und vor aller Öffentlichkeit, schwarz auf weiß, die bösen, wilden Triebe geradezu mutwillig zu entfachen!

Wer so von uns denkt, verkennt uns. Wer uns Verführer schilt, tut uns bitter Unrecht! Auch wir beklagen, daß so viel Geilheit, so viel Lüsternheit unter Menschen ist, bedauern die jungen Menschen, die von Geilheit, von Lüsternheit geplagt werden und heißen alle Bestrebungen willkommen, die Geilheit, die Lüsternheit, wo sie sich findet, bekämpfen. Auch wir preisen die sublimierende Wirkung edler geistiger

und künstlerischer Genüsse und halten Koedukation und Nacktbewegung geradezu für das Ei des Kolumbus! Aber wir können auch solchen Stimmen unsere Zustimmung nicht versagen, die wie Binding in seiner Keuschheitslegende es für schade halten, wenn etwa Nacktheit, was wir nicht glauben, zur Abtötung jeder Sinnlichkeit führte, wenn Jungs und Mädels auf Landerziehungsheimen auch über die ersten Jugendjahre hinaus verdammt blieben, nur noch wie Bruder und Schwester zu fühlen, wenn etwa einer, der all diese gute Erziehung genossen, auch nur behauptete, Natur oder Musik oder irgendwelche Geistesfreuden oder „reine“ Freundschaft mit einer Frau, einem Manne sei ihm wertvoller als der volle leibseelische Genuß der Liebe, den ja selbst Dichter verächtlich genug mit Schäferstündchen, flüchtigem Genuß einer Stunde, die Weisen mit Fleischeslust, mit Wollust bezeichneten! So sehr wir denen recht geben, die das Verhältnis von halbwüchsigen Knaben und Mädchen enterotisiert wünschen, so pflichten wir denen bei, die wissen, daß dies nur das eine sei, das not tut, und daß das andere nicht minder wichtig ist, daß die Ehe, daß überhaupt die reife Jugend, daß Mann und Weib „erotisiert“ werden, erotisiert werden, als sie es heute insgemein sind.

Erich Schmidt, der in meiner Studentenzeit allmorgendlich deutsche Literaturgeschichte las, wenn draußen die Wachtparade aufzog, war gewiß auf dem Holzwege, wenn er mit schmunzelnder weltmännischer Großzügigkeit die Derbheit und Däufigkeit der Hanswurstiaden, die kaum verhüllte Leichtfertigkeit der galanten Zeit seinen Examenstudenten und -studentinnen aufsuchte. Aber immer wieder haben selbst Jugendbewegte, selbst Lichtfreunde eine Art schlechtes Gewissen, wenn sie an dem unbändigen Genießertum in Liebesdingen etwa so vollblütiger, lebensstrotzender Menschen wie der Flamländer in De Costiers Ulenspiegel eine heimliche Freude empfinden, und haben das schlechte Gewissen nicht etwa deshalb, weil sie daran Freude empfinden, sondern weil sie sie nur heimlich empfinden und sich selbst nicht so vollblütig fühlen, selbst davon nur in Büchern lesen. Als sei, wie einmal R. M. Meyer — ich glaube, in seinem Goethe — es darstellt, die Fähigkeit zu wahren gesunden urkräftigen Lebens- und Liebesgenuß mit dem Aderlaß und Katzenjammer des Dreißigjährigen Krieges ein für allemal dem deutschen Volke und nicht nur dem deutschen verlorengegangen, und sei an

ihrer Stelle nur die Karikatur der Geilheit und in ihrer Abwehr der geistigen Genüsse — zwischen beiden haltlos hin und her zu pendeln, uns Nachgeborenen, aus dem Paradies, aus dem gelobten Land, da Milch und Honig fließt, Verstoßenen übriggeblieben. Von Goethes Faust und Schillers Räufern bis zu Hofmannsthals Tor und Tod klingt ein einziges Klagelied über dieses ‚Kastratenjahrhundert‘, über das verlorne ‚junge, heilige Lebensglück‘, über den ‚spöttisch klugen, nie bewegten Sinn!‘ Lenau in seinem Faust schiebt mit vielen auch von uns die Schuld auf das genußfeindliche, was Besseres sein wollende Christentum:

„Messias heißt der Keil, den sie getrieben hinein, wo Mensch sich und Natur berührten; getrennt ist sie nun hier, er dort geblieben, seit auf dem Felde sangen blöde Hirten. Nun sind erstorben euch urkräft'ge Triebe, die götterzeugende gewalt'ge Liebe...“

Aber was auch die Ursache sei, wie vielen sonst ganz gesunden Menschenkindern dieser Zeit, denen es aus eigener Vernunft und Kraft oder durch Erziehungsmaßnahmen gelungen ist, ihrer tierischen Triebe leidlich Herr zu werden, was wir, wie gesagt, durchaus jedem jungen Menschen wünschen, wie vielen ist gleichzeitig die Kraft zum Genuß, die Empfänglichkeit Leibes und der Seele für das Wunder der Liebe entschwunden! Welch schmaler Trost, nicht wie so viele oder selber früher von schwüler Begierde geplagt zu werden, wenn Sich-nach-Umarmung-Sehnen, Sich-mit-dem-ganzen-Leibe-Küssen kein Höhepunkt des Lebens, keine Hochzeit mehr ist, nicht einmal so hoher Genuß wie Musik, wie Natur, wie Kampf, wie Seefahrt, sondern bestenfalls wie ein Nickerchen in der Sofaecke, bestenfalls wie stiller Suff! Wie viele müssen mit Hofmannsthals Tor gestehen:

„Dann stand ich an den Lebensgittern, der Wunder bang, von Sehnsucht süß bedrängt, daß sie in majestätischen Gewittern auffliegen sollten, wundervoll gesprengt. Es kam nicht so... und einmal stand ich drinnen, der Weihe bar und konnte mich auf mich und alle tiefsten Wünsche nicht besinnen, von einem Bann befangen, der nicht wich. Mit halbem Herzen, unterbunden Sinnen in jedem Ganzen rätselhaft gehemmt, fühlt ich mich nie so recht durchglutet innen, von großen Wellen nie so recht geschwemmt,

bin nie auf meinem Weg dem Gott begegnet, mit dem man ringt, bis daß er einen segnet... Und nie gefühlt! Dürr, dürr! Wann hab ich je gespürt, daß alle Wurzeln meines Seins nach ihr sich zuckend drängten, ihre Näh durchschauert mich und quellend füllte je mit Menschensehnsucht, Menschenlust und -weh?“

Versteht man uns nach alledem noch immer falsch? Wir sagen nicht, daß die durchaus erwünschte Beherrschung ungezügelter wilder Triebe Ursach sei, daß so viele innerlichst frigid, innerlichst impotent werden. Auch wir loben uns statt parfümgeschwängerten Großstadtdunstes die reine Atmosphäre unserer Lichtgelände. Aber wir zögern, uns allein auf sie zu verlassen, wir möchten die Menschen aus Bierschwemme und Bar nicht ins kalte Wasser, sondern — die Abstanten nehmen uns den Vergleich nicht übel, wir sind selber welche! — Jugend ist Trunkenheit ohne Wein! in den Weinberg warmblutiger, sinnenfroher Liebeslust haben, die Abstanten, die Kaltwasser-, die Sonnen- und Lichtfreunde erst recht. Sie, die wissen, daß ihre Nacktheit nichts mit Nacktrevue zu tun hat, sie sollen auch wissen, daß ihre Sinnenlust so wenig tierisch ist, daß kein Tier auf Erden solcher höchster Lust je teilhaftig werden kann, sie sollten, wie wir in unserer Schulzeit, „wenn wir einst groß wären“ durch Schlachtenschilderungen und Schlachtenbilder für Mord und Totschlag bezaubert wurden, ihre Kinder — warum nicht? — durch edle Bilder und Schilderungen höchster, innigster Liebe für, „wenn sie einst groß sind“, solch hochgemuteste Hochzeit des Lebens entflammen, in der alle bis dahin gesammelte Kraft und Gesundheit Leibes und der Seele — keine Orgie — ein Fest aber feiert, aufjauchzt, triumphiert! Nicht nur Licht, nicht nur Leben laßt uns auf unsern Fahne schreiben; Licht, Liebe, Leben! Aber die Liebe — wolle Gott! — sei die größte auch unter ihnen!

„Euch bedaur' ich, unglücksel'ge Seelen, die ihr schön seid und so herrlich, dem bedrängten Schiffer gerne leucht unbelohnt von Göttern und von Menschen. Denn ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe! Unaufhaltsam führen ew'ge Stunden eure Reihen durch den weiten Himmel. Welche Reise habt ihr schon vollendet, seit ich weilend in dem Arm der Liebsten, eurer und der Mitternacht vergessen.“



Wenn nun jemand kommt

und überrascht dich, wie du nackt am Waldhang vor dich hinträumst und wohl gar so recht nach Herzenslust alle Viere von dir streckst, freilich, das ist fatal! Denn du kannst nicht wissen, ob es gleich dir ein Lichtfreund ist. Im Lichtgelände ist das ganz was anderes! Da freust du dich wohl gar, wenn jemand, nackt wie du oder doch sehr bald darauf nackt wie du, dir freundliche Gesellschaft leistet, ohne dir doch die wunderbare Einsamkeit und Ruhe der Natur zu stören. Mann und Frau scheuen sich heutzutage kaum noch, nicht nur am Bahnhof, wenn der Zug abfährt, sich „vor allen Leuten“ zu küssen. Ich fand es, vergangenen Sommer in Prag, sogar sehr richtig, daß

Liebende, im Park lustwandelnd, sich umschlungen hielten, ja sich durchaus, inmitten all der Maienblütenpracht, recht herzlich küßten! Warum sollen sie sich dessen schämen? Warum sich vor allen Leuten in einen Winkel verkriechen? Warum sollen wir uns so was Schönes nur in Bildern an die Wand hängen oder für teures Geld im Film oder Theater — vormachen lassen? Warum soll ferner nicht das ganze Haus, meinetwegen die ganze Welt wissen, daß mein Weib und ich, nach langer Trennung endlich wieder beisammen, uns heut abend in Liebe innig verbinden? So wie dem heimkehrenden Odysseus alle Hausgenossen die Wiedervereinigung mit der treuen Penelopeia — ganz ohne Gekicher, ohne dumme Geheimnistuerei — von Herzen gönnen:

Aber Eurynome hatte dieweil mit Hilfe der Alten
weich und hoch das Lager gedeckt beim Scheine der Fackeln.

Da sie jedoch das Bett mit sorglicher Mühe gerüstet,
ging das Mütterchen fort und legte sich schlafen im Hause.

Aber die Kammerfrau, Eurynome, führte die beiden
gegen das Lager herein und trug eine Fackel in Händen...

Und wenn es schon alle wissen und Homer auch uns so treulich teilnehmen läßt am Glück der beiden:

Da nun beide die Lust der herzlichen Liebe genossen...

Da sie (Pallas Athene) vermeint, es habe nach Herzenslust Odysseus
seines Gemahls und eigenen Betts und Schlafes genossen,

was wäre denn nun ernstlich dabei, wenn in Gottes Namen die Tür weit offen bliebe
und sich beide keineswegs stören ließen, ob auch wohl draußen einer vorüberginge,



Aufn. H. Jütte

auf leichten Sohlen durchs Gemach ginge, jawohl, Wächter und Vertrauter zugleich, Fackel oder Kerze hielte, indes ein anderer vor der Schwelle leis Geige spielte?, wie das in vergangenen Jahrhunderten, nicht nur an Höfen, unschuldignaive Sitte war? Wo, zum Teil freilich aus anderen Gründen, aus Gründen der hohen Politik, das hohe „Beylager“ durchaus in Gegenwart von Zeugen verlief! Warum das häßliche Mißtrauen, die heilige Zweisamkeit könne durch die bescheidene Gegenwart Dritter entweiht werden? Muß denn wirklich Wilhelm Busch recht behalten:

So wird oft die schönste Stunde
in der Freundschaft Seelenbunde
durch Hinzukunft eines Dritten
mitten durch und abgeschnitten?

Vor wem hätten wir uns denn zu schämen, wenn wir, Mann und Weib, sagen wir in unserer Lufthütte oder im Heiligen Hain, der und dessen Bestimmung jedem bekannt ist, in unserem Lichtgelände „die Lust der herzlichen Liebe genießen“? Würde nicht jeder Lichtfreund, durch den Wächter an der Schwelle, durch das Geigenspiel genügend bedeutet, taktvoll genug, leis vorübergehen, ja wir ihm nicht einmal verargen, wenn er, keuschen Blicks, andächtig unseres Glücks sich freut?

Wir bedauern Spatzen und Hühner, die, statt des erwischten Bissens froh zu werden, sich schleunigst in den fernsten Winkel flüchten! Wir lachen über die Eingeborenen Innerafrikas, wenn wir hören, sie schämen sich, in Gegenwart anderer zu essen! Liebe ist bei uns aber ähnlich immer noch Raub, hat verstohlen zu geschehen, offenbar doch auch nur, weil ehemals, leider freilich auch oft noch heute, jeder glücklich Besizende fürchten mußte, der andere gönne ihm sein Glück nicht, sei selbstverständlich nur darauf bedacht, sei es auch nur, indem er es ihm irgendwie vergällt, ohne es doch dadurch selbst zu erlangen, ihm sein Glück streitig zu machen!

Oder wer sollte sich etwa schämen, daß er, auf der Höhe des Lebens, Leben spendet, Leben schafft? Freilich der, der solche Stunde nicht kraft königlichen freien Beschlusses selbstbewußt gestaltet, wer ein Schuldgefühl nicht los wird, daß er sich gehen läßt, wer tagüber in steifem Kragen und Bügelfalten den strammen Max herausbeißt, die Untergebenen anschnauzt, wohl gar sein Weib kommandiert: der freilich muß mit Recht die heimliche Genugtuung und das Zwinkern und Schmunzeln eben dieser Untergebenen scheuen, daß sie ihm auch nur am nächsten Morgen vom Gesicht ablesen: Na ja, der ist auch „nur“ ein Mensch. So wie sich der gemeine Soldat gegen das Donnerwetter des Hauptmanns, das über ihn herabprasselte, nach bewährtem Rezept innerlich wappnete, indem er bei sich dachte: „Dich möcht ich nackend sehen!“

Für uns andere ist Liebe nicht mehr Entspannung von Schnauzton und Säbelrasseln, für uns, die wir auch tagüber menschlich mit den Menschen verkehren, ist Liebe kein Sichgehenlassen, keine Erniedrigung, sondern Höhepunkt, keine Tief-, sondern eben Hochzeit, Höchstleistung unserer gesammelten körperseenschen Kräfte, auf die wir vor aller Welt stolz sein können, deren wir uns vor keinem Menschen und nun schon gar nicht vor unersgleichen, vor Gesinnungs-, vor wahren Lichtfreunden gleich uns zu schämen brauchen!

Auf daß ihr es mit Freuden tut und nicht mit Seufzen! Denn das ist euch nicht gut!

Von unreifen Äpfeln, vom Spucken und einem weißen Kleid

Wie diese Dinge zusammengehören?
Ganz einfach!

Wir sind nämlich in allen drei Punkten genau umgekehrter Meinung als die bisherige öffentliche Meinung, soweit es sich wenigstens um das Abpflücken — nicht Essen — unreifer Äpfel, um das Fortspucken von Kirschkernen im Grünen — also weder in der Stube noch auf der glatten Straße — und um das Tragen weißer Kleider beim Blaubeerpflücken und im Streubereich fortgespuckt werden wollender Kirschkerne handelt.

Man soll also unreife Äpfel pflücken?

Wer hat denn gesagt, daß man soll?

Wenn ich aber mit meinem Jungen auf dem Rad im eigenen Grundstück unter einem Apfelbaum lang fahre und er sucht einen Apfel zu erwischen und ich sage: „Laß den hängen; der ist ja noch nicht reif,“ und er sagt: „Wozu muß er denn reif sein?“ und ich sage: „Unreifes Obst kann man nicht essen“ und er erwidert: „Ich will ihn ja gar nicht essen; ich will ihn ja nur kriegen!“, da bin ich neunmalweise Erwachsener wieder mal mit meinem Latein am Ende; fühle mich sogar ein wenig von meinem Kinde beschämt, daß wir nüchternen hausbackenen Europäer alles immer nur danach beurteilen, was sich damit Nützliches anfangen läßt, wozu doch sogar die Japaner Kirschen und Pflaumen nur der Blüte wegen anpflanzen und gar nicht daran denken, ihre — was die Frucht betrifft — minderwertigen Sorten zu veredeln. Bei uns herrschen Zunge und Gaumen, dort das Auge, bei unsern Kindern Hand- und Tastgefühl. Ob nicht unsre Kinder uns Eltern im Grunde für schlimme Materialisten halten, daß wir auf dem Standpunkt stehen: Mit dem Essen wird nicht gespielt! und das schönste Spielzeug immer gleich aufessen? Wie, wenn sie uns ent-

gegenhielten: „Spielzeug ißt man nicht!“ Wo steht denn das geschrieben, daß ein Apfel unbedingt Nahrungsmittel, nur Nahrungsmittel ist?

In Kybers „Postkutsche“ spielen die Bärenkinder Fußball mit einem Kürbis, bis sie schließlich weinend zu ihrem Bärenvater Mummelfell gelaufen kommen: „Wir können nicht mehr Fußball spielen; wir haben keinen Fußball mehr?“

„Warum habt ihr keinen Fußball mehr?“

„Wir haben ihn aufgegessen!“

Wir bewundern in Raritätenkabinetten gelegentlich plastische Kunstgebilde, die aus Brotkrumen gefertigt sind, werden aber als wohlerzogene Erwachsene eine Spur bösen Gewissens nicht los.

Wir hüten uns auch ängstlich, beim Geländelauf fremdes Korn zu zertreten. Mag früher bei den Herbstmanövern Flurschaden einfach bezahlt und damit auch nach strengen Moralbegriffen wiedergutmacht worden sein, wir würden heute sogar demjenigen Vorwürfe machen, der zu Sportzwecken sein eigenes Feld auch nur fußbreit und fahrlässig, nicht mutwillig, zertritt. Wobei es doch sogar vom Nützlichkeitsstandpunkt noch sehr unsicher ist, was mehr Kraft gibt, was mehr „nützt“, die paar zertretenen Kartoffeln oder ein schneidiger Geländelauf!

Unserer Meinung nach ist jedenfalls jeder Apfel, jede Apfelsine verschwendet, die man nicht erst lange liegen läßt, um sich an ihrem Anblick zu weiden, wie an einer schönen Blume, die man ja selbst auf dem Rohkosttisch aufstellt ohne Sorge, daß sie gleich einer verschnabuliert, und mit der man nicht vorher geballt und die man mit genußreicher Fingerfertigkeit kunstgerecht zerlegt hat, ehe man sie aufißt. Soviel von unreifen Äpfeln.

„Im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege wird dringend ersucht . . . nicht

auf den Boden zu spucken“. Es ist eine Schmach, daß das noch immer ausdrücklich „ersucht“ werden muß. Nebenbei hat diese öffentliche Erziehung denn doch gefruchtet. Es wird kaum mehr gespuckt, wie das doch mindestens in der vierten Klasse ehemals wo nicht zum guten Ton,

Wasser und Kinder, kleine und große, dürfen unsrer Meinung nach noch Kirschkörner spucken, sofern sie keinerlei ansteckende Krankheiten haben, keine Gefahr besteht, daß ältliche Leute ausgleiten und sofern — keine weißen Kleider in der Nähe sind.

Aufnahme
Jos. Bayer,
Berlin



*Ich ging an
einem Früh-
morgen durch
einen gras-
grünen Wald,
und da hört ich
die Vöglein
wohl singen,
wohl singen
durch das
Tal —
ja Tal — —*

so doch beinahe zum Stil gehörte. Schon sind die Spucknapfe in Büros, Wartezimmern und Schulen (wo sich wohl nur der Lehrer ihrer bediente!) fast durchweg verschwunden. Möchten ihnen, wenigstens an Kulturstätten erster Klasse recht bald Aschebecher und — Nachtgeschirre folgen! Nur Matrosen dürfen noch von Bord ins

Wir Glüsinger haben diesen Sommer über manche Mahlzeit als Picknick ins Grüne verlegt und meist ganze Körbe Obst, vor allem Kirschen, mitgenommen. Welchen Spaß hatten wir, auch diejenigen, die vielleicht erst unwillig waren, die schweren Körbe soweit schleppen zu müssen — „wie umständlich! verrückt!“

— wenn sie den Kern nicht kümmerlichst mit dem Löffel oder den Fingern vom Mund holen und mühselig — er klebt natürlich! — auf den Tellerrand plazieren mußten, von dem er dann niederträchtigerweise immer wieder in die Sauce rutscht, sondern vielmehr die Lippen spitzen und das nette kleine Ding mit zurückgelehntem Kopf möglichst weit oder möglichst nach bestimmtem Ziel lancieren konnten. Für uns Kinder war es jedenfalls früher immer eine gewisse Enttäuschung, wenn im Kirschkuchen oder Kirschkompott die Kirschen bereits entkernt, bereits „gespuckt“ waren. Freilich schlimm — und damit komme ich zum dritten Teil meiner Abhandlung — wenn die Kerne von der Wand oder einem Baume abprallten und Tante Alma auf ihr weißes Kleid fielen. „Ich sag dir nun zum letzten Mal, du sollst das lassen. Du hast mir mein ganzes neugewaschenes weißes Kleid runjiniert, ungezogner Junge!“ Der ungezogene Junge läßt es schließlich, mag aber bei sich denken: Und du hast mir mit deinem weißen Kleid meine ganze Freude runjiniert, ungezogene Tante!“ Zum Picknick im Park zieht man eben keine weißen Kleider an. Es kann ja auch Grasflecke geben! Wie wohl fühlen wir Freikörperkulturmenschen uns endlich nach dem Blaubeerenpflücken und gedenken mit Schmerzen all der Angst, mit der wir als Kinder uns kaum heimgetrauten, wenn wir uns doch wieder mit der gelben Hose in die Beeren gesetzt und die so entstandenen Flecke sorglich mit der Hand schön breit gerieben hatten! Wenn weiße Kleider noch besonders schön wären! Wenn weiß wirklich die festlichste Farbe wäre! Ehedem waren allenfalls Nonnenkleider und Totenhemden weiß, zu Festen trug man wie die Natur, die wenigstens im Frühling, Sommer und Herbst auch kaum Weiß kennt, leuchtende Farben. Auf Entfernung wirken weiße Kleidungsstücke — besonders auch in Lichtgeländen herumliegende weiße Unter-

wäsche — durchaus wie weggeworfenes Papier! Weil die alten Griechengöttinnen weiß aussehen — der Regen von Jahrtausenden hat meist die Farbe runtergewaschen — erfand man im Klassizismus und Empire weiße Häuser, weiße Kleider. Weil weiße Kleider schmutzig sind, wenn sie nicht mehr weiß sind, bildet man sich sogar ein, Weißbrot und weißer Zucker sei feiner, sei besser als braunes Brot, als brauner Zucker. Weiß erschien natürlich auch darum als festlich, weil es unpraktisch war. Dummerweise mußte gerade nach der Erfindung weißer Häuser und weißer Kleider das Zeitalter der Industrie kommen. Die weißen Kleider ließen sich ja immerhin waschen. Die Häuser so gut wie nicht! Sie wurden grau und schwarz. Die ebenfalls ruß- und rauchgeschwärzten Häuser in italienischen Städten sehen immer noch malerisch aus, weil die grüne, rote, gelbe, blaue Farbe entschieden durchleuchtet. Endlich streichen wir ja unsre Häuser, unsre Wegschilder, unsre Plakate wieder farbig an. Warum also nicht auch wieder farbige Kleider tragen? Dabei war Weiß nicht einmal das Unpraktischste. Weiß ließ sich waschen. Farbige Kleider nicht, verblichen auch in der Sonne, solange es noch kein Indanthren gab. Gelb, Zitronengelb, Goldgelb wie das Sonnenlicht war eigentlich und nicht nur, weil es am unpraktischsten war, also auch heute noch nach Erfindung des Indanthren, die rechte Farbe für Festgewänder zu Sonnenwende und Sommerfest. Zumal zu schwarzen Haaren paßt ja keine andre Farbe so wunderbar wie Gelb!

Beim Kirschkernezielspucken sieht man aber die Treffer genau so gut wie beim weißen Kleid. Waschen läßt sich heutzutage auch. Schließlich, wer das nicht will, zieht es rechtzeitig aus. Das Allerschönste und zugleich praktischste Gewand bleibt immer wieder eine samtbraune Haut!

Remarque und wir

Von Dr. W. Fränzel

Sonderbar, daß, soweit wir sehen, noch Keiner aus den Reihen der Lichtbewegung öffentlich zu diesem literarischen Hauptereignis unsres Zeitalters Stellung genommen hat! In bald alle Sprachen Europas, ja der Welt übersetzt, hie und da verboten, sonst aber allerorten rasend gekauft und leidenschaftlich verschlungen, liegt dieses Buch reihenweise in den Buchladenschaufenstern Stockholms wie New-Yorks, Berlins wie Wiens, ist es in Paris wie London bereits Monate hindurch das kaum abflauende Tagesgespräch, ein beispielloser Erfolg.

Sind wir denn derart Sekte und lassen's uns auf unsere Weise wohl sein abseits vom Strom und Strudel der Zeit, daß uns ungerührt läßt, was heute Millionen ergreift? Dünken uns wohl erhaben über derlei — Massenpsychose oder sind wohl gar heimlich etwas neidisch und eifersüchtig, daß unsere Schriftsteller und Filme, daß Suréns ‚Der Mensch und die Sonne‘, daß der Ufa-Körperkulturfilm so schnell von dieser neuen Mode der Kriegsliteratur und den Kriegsfilmern abgelöst und außer Kurs gesetzt scheinen?

Auch wer anfangs um Remarque einen Bogen machte, weil er das alles nur für eine Mode hielt, muß sich heute doch sagen: Mit diesem Buche ist der sonst so zersplitterte Zeitgeist auf einen Nenner gebracht. Er wird, mag er für seine Person auch nicht wörtlich mit dem Verfasser übereinstimmen, schon, um den Geist dieser Zeit, in der auch ihm zu leben und zu schaffen bestimmt ist, kennenzulernen, dieses Buch doch endlich lesen müssen.

Freilich wird er enttäuscht das Buch aus der Hand legen, falls er Bücher nur liest, um daraus Zitate für seine eigenen Aufsätze und Programmreden zu fischen und immer wieder nur seine eigenen Ansichten bestätigt zu finden. Denn von

Lebensreform, Vegetarismus oder Freikörperkultur steht da so gut wie nichts drin.

Gewiß ist uns Vegetariern aus der Seele gesprochen, wenn es beim Anblick zerfleischerter Pferde heißt (S. 68): „Das sage ich euch: es ist die allergrößte Gemeinheit, daß Tiere im Krieg sind!“ Es ist rührend zu sehen, wie (S. 14) ausgerechnet das Theaterplakat mit dem sauber gewaschenen, sauber gekleideten Mädels „all diese Summe von Heiterkeit, Schönheit und Glück“ als Symbol künftigen Friedens auf die verdreckten, verlausten, ausgemergelten Muskoten wirkt. Es scheint Wasser auf unsere Mühle, wenn Remarque S. 146 erzählt: „Abends schwimmen wir. Da kommen drei Frauen am Ufer entlang. Sie gehen langsam und sehen nicht weg, obschon wir keine Badehosen tragen.“ Demgegenüber werden aber allzuoft — ich habe das in ebenfalls vier Jahren kaum so erlebt — Gänse barbarisch abgemurkst, Ratten mit bestialischer Wollust zu Brei geschlagen, wird Nacktheit, wo sie vorkommt, eher als komisch (S. 35) oder als Vorspiel sexueller Genüsse (S. 146) betrachtet. „Alle“ sind recht oft „ein bißchen angetrunken“, und „wer nicht schweinigt, ist kein Soldat“. Wer also Beispiele für besonders reinen Lebenswandel, für Abstinenz und Körper Ehrgefühl sucht, kommt wahrscheinlich nicht auf seine Rechnung. Damit hat er bei Goethe und Schiller, Ibsen und Tolstoi immer noch mehr Glück. Er soll weiter Aufsätze schreiben und Vorträge halten: „Das Christentum und der Vegetarismus“, „Klassische Dichtung und Freikörperkultur“.

Freilich, indem in Paul immer deutlicher der Entschluß reift, nach dem Krieg „gegen all das, was uns so zerschlug und roh und gemein werden ließ, zu kämpfen“

(S. 225) und indem sein Doppelgänger und Vollstrecker seines letzten Willens, Remarque, diesen Entschluß durchführt, ist dieser Verdrecktheit, Besauftheit und Schweinigelei gewiß auch der Kampf angesagt. Das Buch bleibt aber, so scheint es, im Negativen zu stecken. Zu einer Vision auch nur, geschweige denn zu einem klaren Bild von künftiger Friedenskultur, die irgendwie reiner, edler wäre als die Zeit vor 14 war, kommt es nicht. Gewiß erscheint dem aus dem Graben heimkehrenden Urlauber das Leben in der Kleinstadt zu spießig, die Luft in Schule, Büro und Familie so drückend und eng. Das Höchste, wonach er sich sehnt, bleibt dennoch „die Landschaft unserer Jugend“ (S. 125). Nur daß er sich selbst für diese durch den Krieg „verdorben“ glaubt. „Wir würden wenig mit ihr anzufangen wissen. Die zarten und geheimen Kräfte, die von ihr zu uns gingen, können nicht wieder erstehen.“ Und wenn ihm auch ganz gelegentlich (S. 90) der Wunsch kommt, wenn ihm das Glück der Heimkehr beschieden sein sollte, „etwas Unausdenkbares zu tun, etwas das wert ist, daß man hier im Schlamassel gelegen hat“, so bleibt es ihm, dem Zwanzigjährigen (vielleicht liegt es daran!) eben, vorläufig wenigstens, unausdenkbar. Er hat zu jung fortgemußt, um bereits vorher greifbare Ziele gehabt zu haben. (Wir Fünfundzwanzigjährigen hatten schon eher welche und haben sie doch, wenn auch mit vierjähriger Verspätung vielleicht, mehr oder minder verwirklicht!) Ja „wären wir 1916 heimgekommen (S. 286), wir hätten aus dem Schmerz und der Stärke unserer Erlebnisse einen Sturm entfesselt. Wenn wir jetzt — 1918 — zurückkehren, sind wir müde, zerfallen, ausgebrannt, wurzellos und ohne Hoffnung. Wir werden uns nicht mehr zurechtfinden können . . . Die Jahre werden zerrinnen und schließlich werden wir zugrunde gehen“. „Dieser ganze Betrieb mit Beruf und Studium und

Gehalt kotzt mich an, denn das war immer schon da und ist widerlich“ (S. 90). „Wir sind keine Jugend mehr. Wir wollen die Welt nicht mehr stürmen . . . Wir sind abgeschlossen vom Tätigen, vom Streben, vom Fortschritt. Wir glauben nicht mehr daran; wir glauben an den Krieg“ (S. 90). Zweifellos ist dieser geopferten Jugend in Remarque, Ernst Friedrich, Barbusse, Renn und wie sie alle heißen, eine Schar gewaltiger Rächer entstanden. Das „Unausdenkbare“, das Aufbauende nämlich nach all dem Niederreißen, neue Reichsverfassung, neue Gesellschaftsordnung, neue Schule, neue Ehe, Liebes-, Leibes- und Lebensreform haben aber andere — wahrscheinlich eben die damals fünf bis fünfzehn Jahre Älteren — getan und zuwege gebracht oder zu tun begonnen. Wer Deutschland heute mit dem Deutschland vor 14 vergleicht, möchte schwerlich zurück. Nur bei hochfliegenden Idealen und „hohlen Phrasen“ ist es also doch wohl nicht geblieben.

Von all dem also steht in Remarques Buch nichts. Ganz nur negativ bleibt es für den, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, dennoch nicht. So sehr es seinen Zweck sicher erreichen wird und beitragen wird, künftighin Kriege zu verhüten, so ist gottlob Remarque kein solcher Fanatiker, daß er — ich will nicht sagen — am Krieg, aber am Leben im Felde nun gar kein gutes Haar ließe. Und da sind es nun neben manchem anderen wie dem Abenteuerlichen, dem Naturgenuß, der Erweiterung des Horizonts, der vielseitigen, wechselvollen, vorwiegend praktischen Tätigkeit, der treuen Kameradschaft, wovon allem wir ebenfalls schon damals wünschten, es möchte uns recht lange in den Frieden hinein erhalten bleiben und was uns auch wirklich als leider eben doch sündlich und allzu teuer erkaufte Vermächtnis unserer hingepferten Brüder mehr oder minder erhalten geblieben ist — da sind es, sage ich, vor allem zwei Dinge, die uns Licht-

freunde am Krieg und also auch in der Remarqueschen Darstellung des Krieges besonders angehen: die Ehrlichkeit, ich möchte sagen, die Un-ver-schämtheit allem Körperlichen gegenüber und der immerhin überdurchschnittliche, jedenfalls überfriedensmäßige seelische Schwung dieses doch durchaus durchschnittlichen Soldaten.

Was zunächst das erste anbetrifft: gar nicht zweideutig, gar nicht sich irgendwie interessant-machenwollend, mit größter Ruhe und Offenheit wird da bereits auf den ersten Seiten von der naiven Selbstverständlichkeit berichtet, mit der mitten im roten Mohnfeld angesichts der Fesselballone und Schrapnellwölkchen die Soldaten auf ihren Latrinen sitzen und auf einem mitgebrachten Heringsfaßdeckel Doppelkopf spielen. Ich will nicht sagen, daß gerade dies unbedingter Bestandteil jeder Zukunftskultur werden müßte. Wir haben uns beispielsweise in Glüsing en willig behördlicher Vorschrift gefügt, derzufolge in Schulen die Aborte nicht nur Türen haben müssen, sondern außerhalb der Türen sogar noch besondere Wände, die den Zugang verdecken. Wir möchten sogar wünschen, die Zwischenwände wären schalldichter, wenn das nur immer eben so billig zu bewerkstelligen wäre. Wir lächeln aber mit Remarque, als er sich im vierten Kriegsjahr im Lazarettzug immer noch nicht getraut, der Schwester klarzumachen, daß er einmal austreten möchte. Weit entfernt die Lüsternheit des Lesers zu kitzeln, ergreift es uns eher, mit welcher sicheren Selbstverständlichkeit mitten im Lazarett-saal die Kameraden ihren Menschenbruder ermuntern, ruhig seine Frau, die ihn nach langer Trennung hier besucht, zu sich ins Bett zu nehmen, indes dreie



Aufn. Lotte Herrlich

draußen Schmiere stehen und die übrigen möglichst laut für sich Karte spielen. Außerordentliche Lagen erfordern außerordentliche Maßnahmen. Dergleichen ist natürlich nur unter Kameraden und nicht im gewöhnlichen Gang der Dinge denkbar. Jedemfalls aber ist so was keine Schattenseite des Krieges und wäre es auch im Frieden nicht, sobald und wo immer sich im Frieden die Menschen ähnlich wie Geschwister, als Gefährten auf dem Planetenschifflein Erde fühlten, voller ähnlichem Lebensernst, ähnlicher Herzlichkeit und schlichter, einfacher Würde. Wenn man nun bedenkt, daß dieses Buch nicht nur von Hunderttausenden gelesen, sondern auch von Tausenden einander vorgelesen wird, ohne

daß dabei gemeckert, gekichert oder geschmunzelt wird, geistiges Gemeingut der jetztlebenden Generation wird, wie es ehemals Schillers Glocke und Goethes Faust waren, so kommt man zu dem Schluß, daß, ohne daß nun ins andre Extrem gefallen werden muß, etepetetes Getue, falschverstandene Ehrbarkeit, Verlegenheit und Verlogenheit allem Körperlichen gegenüber doch erfreulich im Schwinden begriffen sind und — nicht zum mindesten durch den Krieg der Übergang zu einer doch wohltuenden, ja geradezu nach dem ewigen Voreinander-Versteckspiel geradezu erlösenden gesunden Natürlichkeit endlich gefunden wurde, von Mensch zu Mensch um einen weiteren Schritt abgerüstet wird.

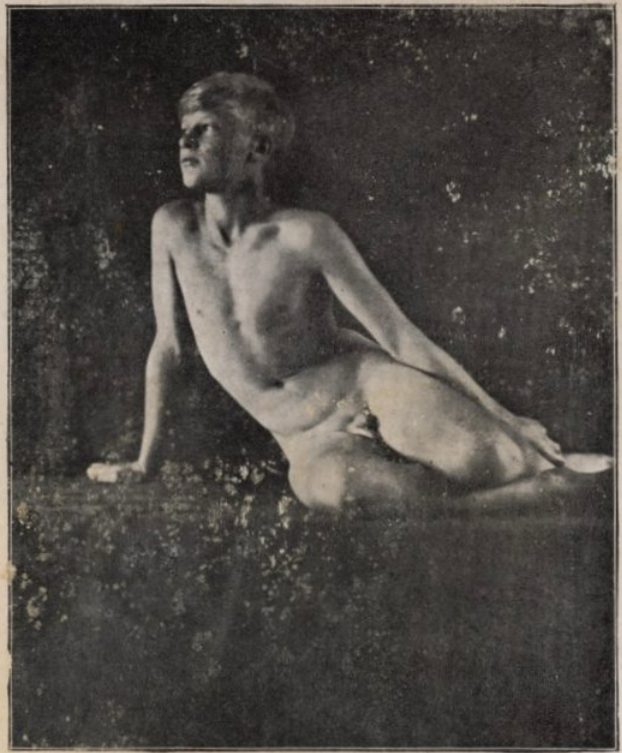
Dieser Paul ist aber zweitens kein Feigling, wie es die „Helden“ so mancher anderer Kriegsromane sind. Es sind nicht alles tapfere Achäer wie bei Homer. Der eigene Leutnant Pauls ist noch der tüchtigste. Die Heimkrieger erscheinen wenig sympathisch. Aber selbst Himmelsstoß wird an der Front noch leidlich vernünftig. Und Pauls Kameraden stehen doch wirklich auch in höchster Gefahr, gerade in höchster Gefahr recht treu füreinander und nicht nur füreinander, auch für jeden anderen in Not, ein. Gerade daß der Leuteschinder und Drückeberger Himmelsstoß einen Verwundeten unter eigener Lebensgefahr mit zurücktragen hilft, muß auch der Verfasser, der doch sonst so schlecht auf ihn wie auf den verrohenden Einfluß des Krieges zu sprechen ist, unumwunden anerkennen. Zweifellos war der Krieg also nicht nur für geborene Seelenathleten oder durch raffinierte kgl. preussische höhere Schulbildung auf seelische und Rekordleistungen Dressierte und Trainierte das rechte Element: auch Durchschnittliche, ja Unterdurchschnittliche kriegten einen gewissen seelischen Schwung, wuchsen irgendwie überlebensgroß, kamen sich keineswegs alle durch den Krieg schlechter geworden, viele gewiß, sehr

viele, kamen sich im Felde besser vor als im Frieden. Nicht nur unter den Kriegsfreiwilligen, Fähnrichen, Offiziersstellvertretern und Leutnants, auch unter den Leuten wie unter den höheren Chargen, unter Sanitätern, Schwestern, Ärzten, Telefonern und Küchenbullen gab es doch eine ganze Reihe, die nicht bloß der öffentlichen Meinung wegen, um Orden zu kriegen oder Karriere zu machen, „Heldhaftes“ leisteten, die auch ohne besondere Wut auf den Feind mutig und tapfer waren, denen es einfach Spaß machte, sich nicht lumpen, sich nicht unterkriegen zu lassen, die einfach über sich staunten, was sie alles aushielten, einfach sich der zunehmenden Abhärtung gegen Furchtawandlungen und immer sichereren Schwindelfreiheit selbst in entmutigendsten Situationen freuten. Für nicht minder viele war es einfach eine große Erholung, statt wie im bürgerlichen Leben sich immer nur für sich selbst, bestenfalls für Weib und Kind abzurackern, sich einbilden zu können, sie schufteten, litten, lebten und stürben für etwas Drittes, außer ihnen Liegendes, für andere, für eine höhere Idee. Die Anstrengung war freilich größer als im Frieden (oft nicht einmal dies!), deswegen Menschen, die einem nichts getan hatten, niedermurksen zu müssen, höchst unangenehme Zutat, der dafür mit einem Male gewonnene Lebensinhalt schien aber doch ein unsägliches, unvergleichlich großes Glück. Im Frieden zwingt der Kampf ums Dasein jeden einzelnen viel zu sehr an sich zu denken, Egoist zu sein. Das Weib hat wenigstens das Glück, mit Schmerzen zu gebären und mehr als um sich um die geliebten Kinder besorgt zu sein. Wieviel geringerer Sorge des Mannes bedarf das Weib, als das Kind der Sorge der Mutter bedarf! Wieviel geringer ist auch oft die Liebe des Mannes zum Weib, für das er sorgen soll und also diese Sorge wie zwangvoll! Wie erwünscht also für den Mann solche plötzlichen „Ferien vom Ich“, um des Lebens Unterhalt mal nicht

sorgen zu müssen, nicht nur äußerlich, auch innerlich in einen weiteren Horizont versetzt sich zu fühlen!

Beides: Abrüstung, Natürlichkeit wie Mannhaftigkeit, Idealismus steht nun mit unserer Bewegung im engsten Zusammenhang. Auch wir halten es nicht länger für nötig, einander allerhand falschen Anstand vorzumachen. Wir nennen ohne Scheu alle Dinge beim rechten Namen, ohne deshalb unnötig im Unflat zu wühlen. Wir erschrecken weder, noch belustigen wir uns über Menschlich-Allzumenschliches. Also ist uns auch der nackte Mensch weder ein Greuel noch ein Kitzel wollüstiger Sinne. Indem wir aber so von dem Hochparterre gut bürgerlicher Honnetität herabsteigen und uns unters gemeine Volk mischen, indem wir uns und unsere Kinder aus den Banden höfischer Etikette befreien, die früher einmal am Platze waren, als der Mensch noch Kettenhund war, der nicht frei herumlaufen durfte, ohne jedesmal gleich erheblichen Flurschaden anzurichten und dem Flurjäger Teufel vor die Büchse zu kommen, sinken wir dennoch nicht hemmungslos ins Gemeine hinab, wenn wir nur wie nach unten ins Allgemein-Menschlich-Natürliche die Skala des Menschlichen auch nach oben hin über das bisher übliche Friedensniveau hinaus ins Seelenstarke, ins Idealistische erweitern und beides nicht etwa nur, wie früher so oft, als zwei Seelen in einer Brust, als „Dienst“ und „Zivil“, als An- und Entspannung unverbunden nebeneinander hergehen lassen, sondern das Natürliche ideal („Ideale Nacktheit“) und das Ideale natürlich, unpathetisch zu gestalten wissen, wie der unbekannte Soldat.

Viele meinen heute: Idealismus sei überhaupt Quatsch. Abrüstung, Deflation sei nach so viel Wettrüsten und Inflation das Wichtigste, Rückkehr zum Unpathetisch-Natürlichen das einzige, das nottut. Die ganze Revolution oder wenigstens die Jugendbewegung mit Schundverbrennung,



Der Jung

Aufn. H. Eichler

großer Fahrt und Bunoeitag sei wie Burschenschaft und Wartburgfest nach 1813 weiter nichts als die Weiterwirkung der einmal aufgepeitschten Vitalität, die sich nicht auf Kommando demobilisieren ließ, zu anderen Zwecken; sei Neid der nicht mehr ins Feld gekommenen auf die Erlebnisse der älteren Jahrgänge, sei jedenfalls Krampf. Nicht nur keinen Krieg dürfte es wieder geben; es sei höchste Zeit, daß man einsehe, wie all diese gernegroße Aufgeblasenheit „Auf! Laßt uns Kämpfer sein im Heere des Lichts!“, „Wann wir schreiten Seit an Seit . . .“, „Brüder, zur Sonne, zur Freieit!“ dem Inhalt nach vielleicht was Neues, der Form nach aber genau so altmodisch sei wie „Ich will an Kaisers Seiten ins falsche Welschland reiten“. Wer ernstlich abrüsten wolle, der solle sich häuslich-bescheiden schlecht und recht seines Lebens freuen, tagsüber seine acht Stunden arbeiten und abends mit seinem Mädels ins Kino oder ins Grüne gehen. Sexuelle, Alkohol-, Nikotin- oder gar Fleischabstinenz lassen, die so denken, allenfalls

aus gesundheitlichen, keineswegs aber mehr aus ethischen Gründen gelten. Luserke, damals noch Leiter der freien Schulgemeinde Wickersdorf, war einer der ersten, der öffentlich zum Sammeln und Wegtreten blies, der geradezu damit kokettierte, keine Ideale, keine Ziele, keine Prinzipien zu haben. Vier, fünf Jahre nach der Kriegsmüdigkeit setzte deutlich die Kulturkampf- und Jugendbewegungsmüdigkeit ein. Wie sich damals das Heer auflöste, so schien von der stolzen Wandervogelbewegung nichts übrig zu bleiben als bestenfalls einige Volkstanzkreise, die Weltjugendliga und — die Lichtbewegung, und auch deren Tage seien wahrscheinlich gezählt, wurde gemunkelt, sobald in Deutschland allmählich wieder leidlich normale Friedensverhältnisse herrschen.

Wir antworten: Erstens gibt es noch lange keine leidlich normalen Friedensverhältnisse wieder, und zweitens würden wir uns schön bedanken, wenn es 1964 nicht wesentlich vernünftiger, gerechter und gesünder in der Welt zginge als 1914. Freilich war vieles übertrieben, krampfhaft verstiegen, und wer sich überanstrengt hat, soll sich in Gottes Namen ausruhen. Deswegen brauchen wir doch aber nicht aufhören, weiterhin jeder an seinem bescheidenen Teile wie an der weiteren Kultivierung der Erde, so an der Kultivierung des Menschengeschlechts zu schaffen. Das kann vielleicht ganz ohne großes Trara geschehen, so wie einer auch sonst still emsig seinem Beruf nachgeht. Sich selbst und einander wie Geschwister erziehen, ohne Pharisäismus und Moralgesalbader, sich immer geschickter auf Erden einrichten, immer gewandter den sich ändernden Verhältnissen anpassen, sich auf die Technik des äußeren wie des inneren einzelnen und geselligen Lebens immer besser verstehen und die netten, freundlichen, liebenswürdigen Seiten von uns allen aus niedriger Gemeinheit wie aus verstiegener Verkrampfung heraus-

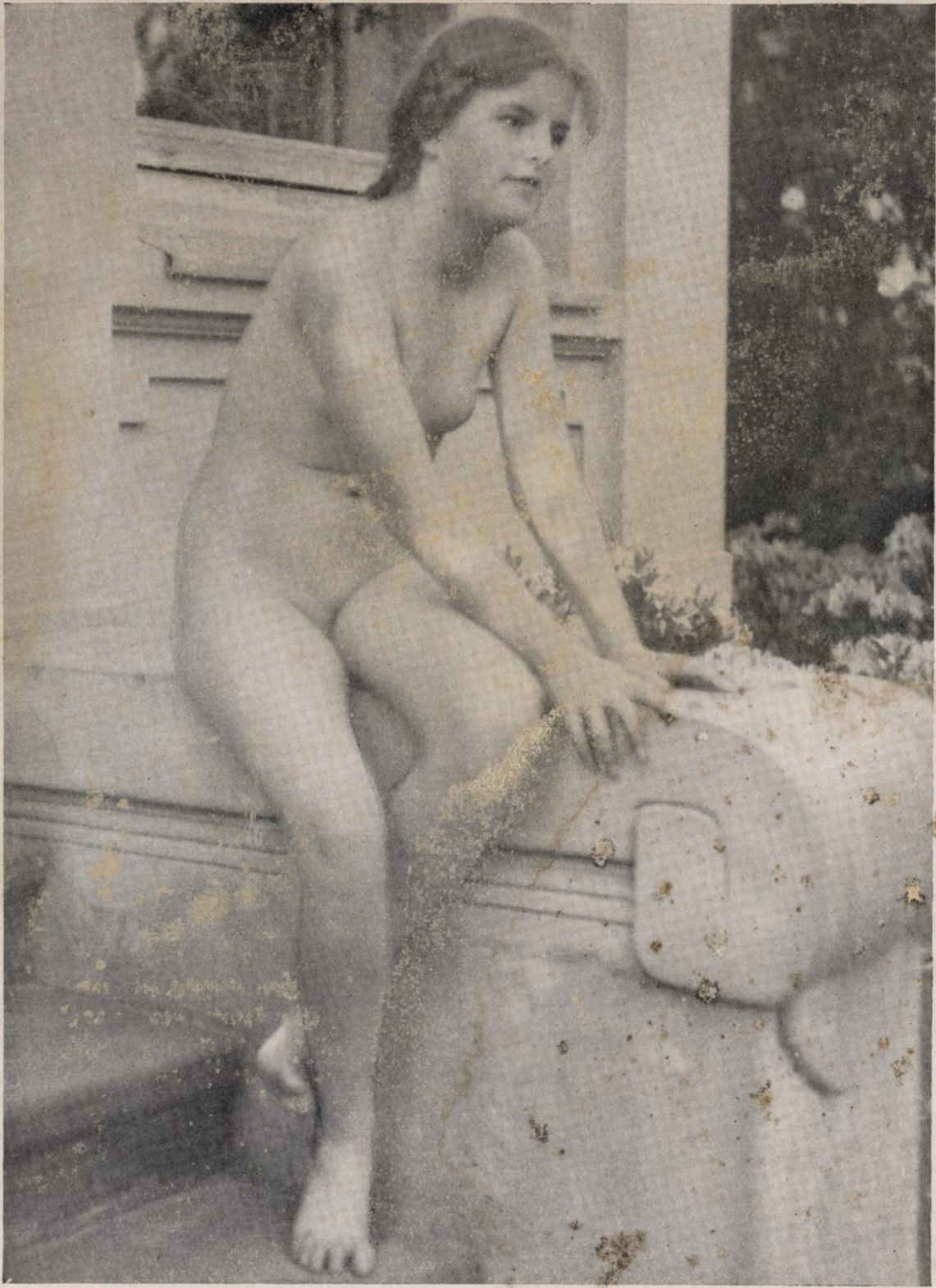
arbeiten. Dazu gehört immer noch mehr Idealismus als der war, zu dem sich der Spießbürger von anno dazumal oder der Kulörstudent beim Kaisersgeburtstagskommers aufschwang. Die Menschheit ist, wie wir wissen, von jener Freundlichkeit aus verschiedenen Gründen, vor allem materiellen, noch weit entfernt. Aber dieser Idealismus hat das Fanatische, Verbissene, Verbitterte, Vergräme, Starre verloren, ist selber liebenswürdig, freundlich, ist natürlich geworden wie umgekehrt das Natürliche ideal.

Flach braucht unser Leben darum keineswegs zu werden. Für die nötige Portion Leidenschaft sorgt schon die immer neu nachdrängende Jugend. An großen Aufgaben, an freudigen oder ernstesten Ereignissen wird es nicht fehlen noch an Feiern und hohen Festen. Hochgemut und heiter, edel und doch schlicht wird unser Leben werden, wenn wir die Zeichen der Zeit verstehen und mit Remarque allem Phrasenschwall und hohlen Pathos absagen, abrüsten, einfach und natürlich werden, ohne doch aufzuhören, „Unausdenkbares“, Ideales zu wollen und selbst möglichst edel zu sein.

Abgerüstet, doch rüstig! Nackt und doch nicht gemein!

Es scheint, daß gegen nichts ein edler und tüchtiger Geist sich rascher, sich gründlicher abstumpft, als gegen den scharfen und bitteren Reiz der Erkenntnis; und gewiß ist, daß die schwermütig gewissenhafteste Gründlichkeit des Jünglings Seichtheit bedeutet im Vergleich mit dem tiefen Entschlusse des Meister gewordenen Mannes, das Wissen zu leugnen, es abzulehnen, erhobenen Hauptes darüber hinwegzugehen, sofern es den Willen, die Tat, das Gefühl und selbst die Leidenschaft im geringsten zu lähmen, zu entmutigen, zu entwürdigen geeignet ist.

Thomas Mann



„Wie zum Empfang sie an der Pforten weilte und
mich von dann auf stufenweis beglickte . .“

Aufn.
Lotte Herrlich

Periode und Leibesübungen

Von Hildegard G. Fritsch

Leibesübungen und Gesundheit sind zwei ursächlich zusammenhängende Faktoren im Leben des Menschen. Besonders das letzte Jahrzehnt hat auch die Frau auf allen Gebieten des Sportes und der Leibeskultur auf den Plan gerufen, aber nicht immer wird auf präzise Klarheit im Hinblick auf die Gesundheit bei allen Gymnastik- und Sportarten Wert gelegt. Daß nicht jede Sport- oder Gymnastikart für die Konstitution eines Menschen günstig ist, findet schon mehrfach Beachtung. Irritierend sind aber recht oft noch die Ansichten über die Sportbetätigung der Frau während der Periode. Die einen sind für absolute Schonung des Körpers, verlangen sogar Bett-ruhe und wenig Bewegung und Anstrengung, andere schalten die Periode völlig aus und fordern gleich starke Betätigung des Körpers in dieser Zeit, da alles nur Gewohnheit sei! Wo liegt also der Mittelweg?

Zur Beantwortung dieser Frage darf man nicht vergessen, daß die Sport- und Gymnastiktätigkeit der Frau noch verhältnismäßig jung ist und dementsprechend aus der Praxis und auf Grund von Beobachtungen gewonnene Erfahrungen nur wenige vorliegen. Zudem fällt noch ins Gewicht, daß die Frau an sich ihren Körper wenig auf derartige Dinge hin beobachtet, und tut sie es dennoch, nicht darüber sich mitteilen mag. Ferner ist die individuelle Veranlagung jeder Frau ganz verschieden: die einen können während der Menstruation kaum einen Schritt tun, andere besuchen Tanzsäle und verspüren nicht die geringsten Ermüdungsanzeichen. Es liegt also an jeder Frau selbst, sich aus aufgestellten Regeln das für sie Zutreffende herauszusuchen und vorsichtig dabei zu Werke zu gehen.

Frauen, die beispielsweise eine sitzende Beschäftigung ausüben und daher zu Verstopfungen und Stauungen neigen, müssen für stärkere Durchblutung des Unterleibes naturgemäß und selbstverständlich Sorge tragen! Der träge kreisende Blutstrom läßt die Gebärmutter nur schwer ihren Funktionen während der Periode nachkommen, und daher sind Schmerzen die Folge. Anregung des Blutkreislaufes kurz vor dem Eintritt der Menstruation hat schon oft in solchen Fällen Wunder gewirkt, besonders Körperübungen, Rumpfgymnastik, Radfahren oder Reiten auf kurze Zeit. Leicht erregbare Frauen dagegen leiden häufig an krampfartigen Zuständen während der Periode. Diese treten häufig auf, wenn hohe Nervosität oder Bleichsucht vorhanden sind und dürfen mit Krämpfen nicht verwechselt werden.

Durch diese Zustände wird meistens Verstopfung hervorgerufen und der Beginn der Menstruation verzögert. Unregelmäßigkeit im Einsetzen sind keine Seltenheiten. Eine organische Erkrankung braucht deshalb noch nicht vorzuliegen. Bei derartigen krampfähnlichen Zuständen ist durchaus nicht immer Ruhe vonnöten, sondern gerade Körperbewegung zur Förderung des Stuhlganges geboten. Ist die Verstopfung beseitigt, wird auch sofort die normale Blutung einsetzen. Auch innere Mittel zur Behebung dieser können angewendet werden. Andererseits ist bei Krämpfen unbedingt Ruhe erforderlich und Gegenwirkung unter Wärmeeinwirkung (Umschläge!) angeraten, so daß alsbald auch leichter Blutabfluß einsetzt.

Wie verschieden die Anwendung der Gymnastik oder des Sportes während der Menstruation ist, dürfte bereits klar ersichtlich sein, so daß ein vorsichtiges Tasten, um Schädlichkeit oder Unschädlichkeit zu erkunden, noch in jedem Falle beobachtet werden muß.

Sind die Unterleibsorgane schwach entwickelt oder nur stark geschwächt und dadurch in ihren Funktionen beeinträchtigt, so kann durch Leibesübungen eine stärkere Durchblutung und damit verbundenes erhöhtes Wachstum erreicht werden. Wiederum kann durch starke Blutansammlung in der Gebärmutter die Schwäche noch vergrößert werden; wenn durch Leibesübungen ein Anreiz geboten wird und auf diese Art wieder eine Entzündung der Schleimhäute, Weißfluß usw. eintreten. Betätigt man in Fällen übermäßiger Durchblutung nur den Oberkörper, so ist diese oft als Ablenkung der Blutfülle im Unterleib ratsam. Gewaltanstrengungen, wie Teilnahme an Wettbewerben, weite Wanderungen usw. sind immer zu unterlassen, doch gibt es auch einige wenige Frauen, die diesen Anstrengungen ebenfalls in den Tagen der Periode gewachsen sind. Ein kräftiger Organismus kann sich ja weit mehr zumuten als ein schwacher, ob er es auch auf die Dauer aushält, ist eine noch ungeklärte Frage. Ebenso sind einige Frauen höchst unlustig, leicht reizbar und matt zu dieser Zeit, andere so gesteigert, daß sie geistig leistungsfähiger sind. Das sind seelische Momente, die den Ausschlag bei jeder Frau verschieden geben, denn jede steht ihrem Körper anders gegenüber. Falsch ist immer, wenn in übertriebener Weise der Menstruation Aufmerksamkeit geschenkt wird, und ebenso falsch, wenn sie vernachlässigt oder nicht beachtet wird.

Zweifelsohne wird durch die berufliche und damit geistige Tätigkeit der Frau in erhöhterem Maße als bisher auch eine Einwirkung auf ihren Körper bemerkbar werden und gleichzeitig, ja in erster Linie, durch den Umstand, daß ihr für den Sport die hemmenden Schranken geöffnet worden sind und noch weitergehend geöffnet werden. Sport und Gymnastik sind durchaus Wege, die weiblichen Beckenorgane gesünder zu machen und Leistungen und Fähigkeiten zu steigern. Vorläufig noch muß die individuelle Veranlagung und Beobachtung des Körpers, wie auch Vermeidung jeder Übertreibung empfohlen werden. So nur kann der Frau aus Sport, Gymnastik und Körperkultur Nutzen erwachsen.



Aufnahme
Dr. Fränzel
aus einem
Glüsinger
Nacktschauspiel.

„Diesen Reif reichte
der Recke Sigurd
mir, seinem Weibe.
Wiss' es!“

Ein Paradies in der Südsee

Von P. Sarfert

Warum man ihn wohl den „Stillen“ Ozean nennen mag?

In seinem südwestlichen Teil zumindest zeigte er sich recht stürmisch, und die prevailing winds, die vorherrschenden Winde waren tagelang so stark, daß ich den üblichen Spaziergang an Deck aufgeben mußte. So saß ich denn mit Mr. Rumpf, einem baumlangen Kaufmann aus „Amörricä“ in die Rauchkajüte gebannt beim Schach, und nur nach den Mahlzeiten leisteten uns die Schiffsoffiziere ein Stündchen Gesellschaft. Unser Ziel war Herbertshöhe auf Neupommern, welche Insel neben Neumecklenburg, Neulauenburg, einigen kleineren Inselchen und dem deutschen Anteil am Festland von Neuguinea den Bismarckarchipel der ehemals deutschen Südseebesitzungen bildete.

Nach neuntägiger Fahrt von Sydney aus warfen wir eines Abends gegen 9 Uhr in völliger Finsternis den Anker aus. Zu sehen war absolut nichts.

Aber am anderen Morgen war unsere Überraschung um so größer, um so freudiger.

Nie werde ich den entzückenden Blick vergessen, der sich dem Auge darbot. Hell und heiß erstrahlte die Sonne am wolkenlosen Himmel und belichtete das tiefblaue, südliche Meer, auf dessen,



Eingeborene
von Neu-
mecklenburg
im Einbaum

im Morgenwinde leicht bewegten Wassern neben einigen größeren Booten eine Anzahl Eingeborenenkanoes schaukelte.

Infolge der vielen Korallenklippen mußten früher die größeren Dampfer weit draußen auf der Reede ankern. Die Entfernung bildete natürlich keinen Hinderungsgrund, und bald fuhren wir in einer Pinasse an Land. Vom Dach des Postgebäudes aus hatten wir einen herrlichen Blick auf die Reede und die am anderen Ende der Bucht liegenden Vulkane, die von den Eingeborenen „Mutter“, „Tochter“ und „böser, kleiner Bruder“ genannt werden.

Heute hat sich der Verkehr in die von den Deutschen noch vor Kriegsbeginn ausgebaute Bucht von Simpsonhafen gezogen, damals aber war Herbertshöhe noch Hauptverschiffungsplatz. Es zählte etwa 16 bis 18 Bungalows, Häuser im Tropenstil, besaß Post und Gouvernementsgebäude und last not least ein richtiges Hotel, schmuck und sauber, in dem man sogar Bier zu 50 Pfennig das Viertelliter haben konnte, eine angenehme Abwechslung gegenüber dem ewigen Whisky und Soda oder kalten Tee, an den sich ein deutscher Gaumen nur schwer gewöhnt.

Neben Ceylon gehören diese Südseeinseln wohl unstreitig zu dem Schönsten, was unsere Erde an landschaftlicher Pracht und Schönheit bietet, und man konnte sich im Paradies glauben, zumal, wenn man sich etwas von der Küste entfernte. Inmitten dieser märchenhaft schönen Natur gingen hier die Eingeborenen noch völlig nackt, und gerade diese unberührte Nacktheit, die den Leuten

etwas Selbstverständliches war, mußte für den weißen Beschauer den Eindruck des Paradiesischen ungemein verstärken. Am Strande trugen die Insulaner zwar auch noch ein Minimum an Kleidung — Kinder, ja jüngere Leute auch noch ebenfalls nichts, aber die Erwachsenen hatten doch einen Schurz um, und dieser zerstörte den Eindruck des noch absolut Ursprünglichen, Natürlichen und Paradiesischen.

Absolute Nacktheit traf man vor 20 bis 25 Jahren noch ganz allgemein auf Neumecklenburg, Neulauenburg, den kleineren, abgelegenen Inselchen und im Inneren von Neuguinea, während da, wo die Eingeborenen regelmäßig mit den Weißen in Berührung kamen, wie in Herbertshöhe und sonst in der Nähe von Siedlungen und Anpflanzungen, letztere den Insulanern das Tragen eines Schamschurzes aufzwangen und die Missionare mit allen erdenklichen Mitteln eine gänzliche Verhüllung anstrebten und später auch erreichten, obwohl in jenen Breiten für die Eingeborenen nichts gesünder als gänzliche Nacktheit und nichts unzuträglicher als völlige Bekleidung war.

Abgesehen von einigen, speziell zu Entdeckungszwecken ausgeschickten Schiffen — ich möchte hier nur an Abel Tasman, Laperouse und James Cook, den großen englischen Entdecker erinnern — kamen die Eingeborenen der Südseeinseln wohl zuerst mit Walfischfängern, dann Sandelholzschißen und Sklavenräubern in Berührung, denen sich später Missionare zugesellten. — Die anfangs kindlich vertrauenden und sich freundlich zehenden Eingeborenen wurden indes von den rohen Matrosen grausam und roh behandelt, ihre Pflanzungen beim Sandelholzeinbringen oft ohne Not verwüstet und sie oft als Sklaven hinweggebracht. Kein Wunder, daß sich bald ein äußerst feind-



Eingeborene von
Neulauenburg

Aufnahme der Bilder
auf Seite 210 u. 211
von P. Sarfert

seliges Verhalten der Insulaner gegenüber den unerwünschten Eindringlingen bemerkbar machte, um so mehr, als sich verschiedene Male die Kapitäne der Sklavenschiffe als Missionare verkleideten, um so die gutgläubigen Wilden anzulocken und ihrer habhaft zu werden. Erst einmal an Bord, wurden sie in der rohesten Weise unter Deck gestoßen, dort eingeschlossen und an ihren Arbeitsort gebracht.

Die Hinterlist und Falschheit, die man den Insulanern jener Gebiete nachsagt, fällt bis zu einem gewissen Grad auf die weiße Rasse zurück, die diese Naturkinder erst verdorben hat.

Das Klima jener Inseln ist tropisch heiß und kühlt sich im Gegensatz zum Inneren Neuguineas, wo die hochgelegenen Bergpartien nachts eine empfindliche Kälte aufweisen, nur wenig nach Untergang der Sonne ab. Nacktgehen ist daher hier eine Selbstverständlichkeit, vielleicht auch ein Mittel gegen die inmitten dieses tropischen Klimas und in den feuchtheißen Urwäldern für den Weißen äußerst gefährlichen, verschiedenen Fieber. An Tieren findet sich ein kleines, wildes, oft auch gezähmt gehaltenes schwarzes Schwein und Haushühner, an Vögeln ist der Kasuar, der sich von den Eingeborenen leicht zähmen läßt, und der Paradiesvogel zu nennen, ferner die herrlichsten Schmetterlinge, Käfer und, für den Europäer weniger angenehm, größere und kleinere Termiten und Ameisen, die, soweit möglich, alles ihnen Erreichbare auffressen. So wurde die Holzkirche der Mission zum heiligsten Herzen Jesu in Vunapope auf der Gazelle-Halbinsel von Ameisen buchstäblich aufgefressen und mußte aus Stahlblech erneuert werden.

Ich hatte mir von Sydney aus Tabak, Porzellanringe, kleine, billige Messer usw. als Tauschobjekte für die Eingeborenen mitgebracht, meine interessantesten Erinnerungsstücke aber konnte ich gegen einige — leere Bierflaschen! — eintauschen, die mir ein befreundeter Pflanzer auf unseren Marsch in den Busch mitgab. Die ganz nackten Eingeborenen pflegen nämlich ihren Körper aufs

Sorgfältigste und entfernen vor allem alle Körperhaare, meist durch Ausreißen; können sie indes Bierflaschen oder sonstwie Glas erhalten, so ist ihnen dies sehr erwünscht, da sie sich mit den kunstvoll scharfkantig hergestellten Scherben sehr geschickt am ganzen Körper rasieren. Jagd, Fischfang und gelegentlich Kampf gegen feindliche Stämme, meist aber süßes Nichtstun füllen das Dasein dieser Insulaner. Aus religiösen und anderen Anlässen führen sie bisweilen sehr interessante Tänze auf, bei denen sich die Tänzer in große, krinolinartige Blätterschürze hüllen und eine bunt- und grellbemahte Tanzmaske über den Kopf stülpen. Ich erstand mühevollst eine solche Tanzmaske, leider wurde mir diese mit anderen wertvollen Kuriositäten später gestohlen.

Neben Glas sind Messer begehrt. Einer meiner Bekannten wäre einmal eines billigen Messers wegen beinahe ums Leben gekommen. Nicht überall auf diesen Inseln kann man ohne weiteres ans Land gehen. Die Eingeborenen sind — wie oben dargetan — bisweilen heimtückisch und hinterlistig, man muß ihnen gegenüber sehr auf der Hut sein, selbst wenn sie sich in anscheinend freundlicher Gesinnung auf Tauschgeschäfte einlassen. Mein vorerwähnter Bekannter nun war mit einem anderen Weißen und 2 Bukasleuten von der Insel Buka, denen die Bewohner von Neumecklenburg feindlich gesinnt sind, von einem deutschen Dampfer aus an die Küste herangerudert, aber nicht gelandet. Vom Boot aus hatten sie mit einigen Wilden, die, bis zu den Hüften im Wasser stehend, an das Fahrzeug herangekommen waren, Tauschhandel begonnen, um einige Kuriositäten zu erlangen. Das Boot hielt vorsichtigerweise so, daß der Bug der offenen See zugekehrt, der Mann hinten am Steuer also dem Lande am nächsten war. Schon hatten einige Gegenstände den Besitzer gewechselt, als plötzlich einer der Eingeborenen aus den auf dem Boden des Kanoes liegenden Vorräten ein Messer zu stehlen versuchte. Doch mit raschem Griff packte der Weiße am Steuer die Hand des Diebes, um ihn zur Herausgabe der Beute zu zwingen. Blitzschnell jedoch hatte der Eingeborene das gestohlene Messer in der anderen Hand. Einen Augenblick später hatte er die gepackte Hand freigemacht und faßte nun seinerseits zu und den Weißen bei den Haaren, zog ihn hinterwärts mit dem Kopf über den Rand des Bootes, zwei schnelle Schnitte über den Hals des Feindes, ein hervorbrechender Blutstrom und ein gellendes Siegesgeheul waren das Werk eines Augenblickes. Der andere Weiße aber hatte gedankenschnell den Revolver herausgerissen, ein Schuß knallte, mit lautem Schmerzensschrei faßte der getroffene Dieb nach seiner linken Seite, alle übrigen Wilden aber tauchten aus Furcht vor der Feuerwaffe schleunigst unter Wasser, die Bukas andererseits legten sich mit aller Kraft in die Riemen und trieben das gefährdete Boot seewärts, aus dem Bereich etwa ihm zugedachter Speere und Pfeile. An Bord des Dampfers wurde dem Verletzten alle nötige Hilfe zuteil und glücklicherweise erwiesen sich die beiden Schnittwunden als nicht so gefährlich, als es erst den Anschein hatte. Der Wilde hatte beide Male zu hoch geschnitten und die Halsschlagader nicht verletzt, so daß unser Freund mit dem Schrecken und einigen „Schmissen“ davonkam.

Wie sehr man auch den Eingeborenen Unrecht tun kann, mag folgendes weitere Erlebnis beweisen.

Die Missionare einer Station pflegten gelegentlich eines der halbwild dort herumlaufenden kleinen schwarzen Schweine zu schießen. Hierbei hatte gerade am Tage vor meiner Ankunft derjenige Missionar, der bisweilen jagte, ein kleines Eingeborenenskind, das im Busche sich bewegte und das er für ein Schwein gehalten hatte, erschossen. Nun fürchtete man auf der Mission einen Racheüberfall der Eingeborenen. Wäre nun aber ein solcher nicht verständlich und verzeihlich gewesen angesichts solchen bedauerlichen Vorfalles? Und ist es berechtigt, wenn ein solcher erfolgte, dann die Dörfer der Eingeborenen einzuäschern und Männer, Frauen und Kinder, wie es bisweilen bei solchen „Strafexpeditionen“ stattfand, wahllos niederzuknallen?

Gewiß sind die Wilden oft heimtückisch und grausam, der Weiße mag aber nicht vergessen, daß oft erst das Verhalten der früher gekommenen zivilisierten Menschen diese Naturkinder zu dem feindseligen und hinterhältigen Verhalten veranlaßt hat.

Ich selbst bedauere diese Insulaner, denen es wahrlich besser gehen würde, wenn die Weißen mit ihrer „Zivilisation“, vor allem aber ihren Lastern und ansteckenden Krankheiten nie diese paradisischen Inseln betreten hätten und ich höre im Geiste immer noch die Antwort, die mir auf dem Inselchen Matupi ein kleiner, nackter Kerl gab, als ich ihn nach einer Wegentfernung fragte. „Fünf Zigaretten“ antwortete mir damals der Kleine, d. h. soviel Zeit, als man braucht, um fünf Zigaretten zu rauchen!

Das war vor mehr als 20 Jahren. Wehmut zieht mir ins Herz, wenn ich denke, daß dieses Südeeparadies, käme man noch einmal dorthin, wohl nicht mehr zu finden sein wird und daß da, wo einstens schlanke Palmen das azurblaue Meer in sanftem Neigen grüßten, wo die Insulaner wie zu Vorfäter Zeiten, eins mit der Natur, in ihnen selbstverständlicher, unberührter Nacktheit lebten, heute geschmacklose, baumwollene Badetrikots, Emaillegeschirr ordinärster Sorte, Grammophone, Fusel, Tabak und andere Errungenschaften der Zivilisation verkauft werden.

Willkommen im Somabund!



Aufn. Jos. Bayer

An die Künstler und Handarbeiter, an die Eltern, Erzieher und an die Jugend in unseren Reihen!

Dieser prächtige Sommer hat allerhand erneuten reaktionären Umtrieben zum Trotz die gesamte Licht- und Freikörperkulturbewegung, so insbesondere auch den Somabund erfreulich aufblühen lassen, der, wie unsere Zeitschrift ein dienendes Glied des Ganzen und treunachbarlich mit den sonstigen Organisationen der Bewegung verbunden, dennoch einen immer ausgesprochenen eigenen Charakter hat und eine immer ausgeprägtere Rolle innerhalb der Gesamtbewegung spielt. Was der Franzose Nadel in seiner glänzenden Übersicht über den heutigen Stand der Nacktbewegung in Deutschland sagt, die er in seiner reichbebilderten Schrift *La Nudité et la Santé* gibt: „Les revues se multiplient, chacune ayant sa tendance speciale. Die Schönheit, la doyenne, exalte surtout la beauté du corps humain; die Freude, fondée par le pasteur Weidemann, considère le nudisme comme un moyen d'approfondir la vie intérieure; lachendes Leben et Licht-Land se proposent de propager dans la foule les théories nudistes; Soma, sous la direction du Dr. Fränzel, se préoccupe de l'influence du nudisme dans la pédagogie...“, das gilt und gelte auch je länger je mehr von unserem Bund. Wie wir in unseren Heften immer wieder an der Hand von Beispielen von Kinder-Lichtheimen und -Lichtschulen des In- und Auslands über die Probleme der Nackterziehung und den gewaltigen, segensreichen Einfluß berichtet haben, den Gewöhnung an unbefangene Nacktheit von klein auf und Beibehaltung dieser Gewöhnung gerade während der Schulzeit nicht nur in gesundheitlicher,

sondern ausgerechnet, zu immer größeren Verwundern unserer Gegner, in moralischer und sozialer Hinsicht haben kann und bereits bei freilich immer noch viel zu wenig so besonders von Glück bevorzugten Kindern hat, so finden sich auch im Somabund immer mehr Eltern und Erzieher ein, die baldigste, wenn auch wohlüberlegte Verwendung der Nacktheit als Erziehungsfaktor in Schule und Haus, in Kinder- und Ferienheim, auf Sport- und Spielplatz, in Fluß- und Seebad, als konsequente Weiterführung der auch erst vor rund zwanzig Jahren eben erst schüchtern gewagten, heute kaum noch beargwöhnten oder in ihren günstigen Wirkungen bezweifelten Koedukation ihren eigenen Kindern wünschen und, da nicht jeder sein Kind nach Glüsing oder in eins der leider noch viel zu wenigen Lichtkinderheime schicken kann, auch für öffentliche Versuchs- und Reformschulen eingeführt wissen wollen. Wer sollte auch zurückstehen, wenn auch nur ein Teil der guten Erfahrungen sich überall wiederholen könnte, die seinerzeit Weitkus mit seinen Magdeburg-Buckauer Kindern gemacht hat, in hygienischer wie moralischer Hinsicht, deren geradezu verblüffende Ergebnisse wir an anderer Stelle wiedergeben, und der auch nur die Möglichkeit zugibt, daß es stimmt, was Adolf Koch von seinen vielen Hunderten Arbeiterjungs und Großstadtmädels behauptet, daß sich unter ihnen kein einziger Fall von Geschlechtskrankheit begab, und daß es nicht minder stimmt, was die englische Priory Gate School und was das Glüsinger Lichtschulheim auf Grund langjähriger Beobachtung feststellt, daß nicht allein normale, sittlich gesunde Kinder auch in den Reifejahren nicht das mindeste von ihrer moralischen Sicherheit einbüßen, daß sogar seelisch und sittlich höchst Verdächtige in solcher paradiesisch ozonreicher Atmosphäre auch sittlich gesunde, schüchterne, verlegene Jungs selbstsicher werden, kokette Mädels, „alberne Gören“ innerlich ausgeglichen und gelassen. Noch fehlen manche führende Männer und Frauen in unserer Kreise, die schon jetzt an ihrer Stelle und in ihrer Weise und doch nicht ohne Fühlung untereinander und mit uns auf das selbe Ziel hinarbeiten. Wir bitten aber alle Eltern, Erzieher, Jugendführer, Jugendpfleger, Ärzte, die wünschen, daß ihren Kindern unnötige „Jugendnöte“ erspart bleiben, ihre Zustimmung zu unseren Bestrebungen durch umgehende Anmeldung zum Somabund auszudrücken, der seine Mitglieder ja zu weiter nichts verpflichtet als Soma regelmäßig zu lesen, wirklich zu lesen, nicht bloß die Bilder zu begucken, und in ihrem Kreise an der Verbreitung unserer Ideen und deren Verwirklichung nach Kräften mitzuschaffen.

Ferner wenden wir uns an alle die, die mit uns wieder einmal einen ganzen Sommer lang all die Kinder, großen Jungs und Mädchen und — die Männer bedauert haben, die aus bloßer stupider Gewohnheit immer noch zu warm angezogen waren, statt daß sie, wenn schon nicht nackt, so doch wenigstens mit freiem Hals, mit bloßen Armen und Beinen sich, ohne zu schwitzen, der herrlichen Sommersonne leichtbeschwingt erfreuten. Was im Seebad guter Ton ist, muß doch auch während der Arbeitszeit, muß doch vor allen Dingen allen denen möglich sein und zugute kommen, die leider noch immer nicht allsommerlich an die See können. Mindestens in den Schulen, in Parks und Gärten, in Villenvororten, Siedlungen und Gartenstädten wie überhaupt auf dem flachen Lande muß doch endlich Turnhose bzw. Gymnastikkittel, natürlich womöglich nicht schwarz, sondern farbig, allgemein genügen, wenn der Körper nur sonst danach ist und sich sehen lassen kann.

Wir wenden uns ferner an alle körperlich Schwerarbeitenden und deren Arbeitgeber, Gärtner und Landarbeiter, Bau-, Straßen- und Eisenbahnarbeiter, die bisher in ihren verschwitzten und verdreckten Arbeitslumpen nicht nur das sommerliche Bild Deutschlands entstellen und der körperlichen Arbeit schon im kindlichen Gemüt den Stempel des Gemeinen und Häßlichen aufdrücken, sondern auch selbst unter dieser Entwürdigung körperlichen Schaffens und der unnötigen Kleiderlast seelisch wie körperlich gleich schwer litten, und rufen ihnen zu, ihren meist so ansehnlichen, muskulösen Körper, auf den sie doch allen Grund haben, stolz zu sein, nicht länger zu verbergen und über die freilich meist nicht minder unschöne Halbheit hochgekremelter Hemdsärmel oder Turntrikots mit beibehaltener langer Hose und schwerem Schuhwerk zu Trikot und Turnhose oder nur Turnhose und allenfalls Sandalen entschlossen fortzuschreiten. Diese kurze Hose kann ja gern, wo die Art der Arbeit besseren Schutz des Körpers erfordert, nach Art der Kletterbuxen aus derberem Stoff sein. Körperkultur und Sonnenbaden soll doch nicht länger nur eine Angelegenheit der Wohl-

Aufnahme
von
Dr. Fränzel



Der erste Durst
wird gelöscht!

(Lichtschüler im
Freideutschen
Jugendlager
Klappholttal auf
Sylt!)

habenden und der Mußezeit bleiben. Die herkulischen Oberkörper, die wir an Meuniers Arbeiterreliefs in Hochofen und Bergwerk bewundern, sollen allgemein anstelle der jämmerlichen Vogelscheuchentypen treten, mit denen sich Europa vor Indianern, Negern und Südseeinsulanern immer noch so unsäglich lächerlich macht.

Wir wenden uns ferner an alle die Lichtfreunde und Anhänger der Freikörperkultur, die nicht bloß aus Bequemlichkeit und Freiheitsdrang, auch nicht bloß aus hygienischen und moralischen Erwägungen und Erfahrungen heraus, wenn es warm wird, möglichst wenig Kleider am Leibe haben wollen, sondern denen außerdem auch an Nacktheit oder leichter Kleidung darum gelegen ist, weil dadurch der äußere Anblick des Menschengeschlechts gewinnen, soviel bislang verborgene Schönheit, von früheren Generationen nur im Widerschein an bemalten oder mit Gemälden nackter Menschenwesen behängten Wänden genossen, erschaut werden kann, und die darauf bedacht sind und selbst Geschmack genug haben, daß, was geschehen kann, auch wirklich geschieht, auf Lager- und Badeplätzen keinerlei Negligé das Auge beleidigt, die Natur nicht mit Hemden, Strümpfen und Handtüchern verunziert wird, auch die Unterwäsche so ist, daß sie sich sehen lassen kann, alles unbeseelte Geräusch, aller menschenunwürdige

Lärm, der uns noch immer — auch auf Lichtgeländen! — vor der stillen, doch emsig schaffenden Natur, dem Rauschen der Quellen und dem Gesang der Vögel blamiert, verschwindet.

Wir wenden uns endlich an alle Künstler und Kunstbeflissenen in unseren Reihen, denen die Lichtbewegung gerade recht kommt, weil sie der Kunst, nicht wie bisher allzu einseitig nur der Photographie, der gestaltenden Kunst, dem Aktzeichnen, dem Tanz, dem Bewegungschor, dem mimischen Spiel durch endliche Bereitstellung eines bisher ihr geizig vorenthaltenen und dabei so elementaren Faktors wie des einzeln oder gruppenweise bewegten, bis in die Fingerspitzen adlig beseelten, gymnastisch durchgebildeten, wetter- und sonnengebräunten nackten Menschenleibes zu allen bisherigen und durchaus in Verbindung mit diesen ganz neue Möglichkeiten eröffnet. Wir werden nach wie vor schöner oder charakteristischer Gewandung uns unbedingt zu bedienen wissen. Wie manches Schauspiel, wie manches Fest- und Weihespiel, wie manche feierliche Handlung soll und wird aber künftighin durch den Hinzutritt des Glanzes und der Magie des Nackten, sei es erschütternd, sei es ergreifend, erhebend, gewinnen, wie wir das bereits bei so mancher Sonnenwende, bei Berliner Somaabenden und Glüsinger Morgenfeiern, aber noch viel zu selten, viel zu spärlich, erleben durften.

Sollen wir nicht sehen, wie Farben die Welt selig machen, wie Mädchen schlank und fein sind, wie sich die Glieder im Takt der Arbeit schwingen und wie der herrliche Palast des Tages aufgetan ist, alle Fröhlichen zu empfangen?, wie so oder ähnlich einmal Georg Stammer gesagt hat; was durchaus nicht ausschließt, daß wir einzeln oder vereint anderwärts an der materiellen, technischen Verbesserung unseres irdischen Daseins, an der wirtschaftlichen und sozialen Gesundung der Verhältnisse, an Wissenschaft und geistiger innerer Bildung emsig und freudig mitarbeiten, wo immer äußerer Beruf oder innere Berufung es uns gestatten und gebieten. In diesem Sinne nochmals:

Willkommen im Somabund!

Die trauernden
Hinterbliebenen
(bei Abfahrt der
andern im Boot
von der Insel
Buchhorst, dem
Lichtgelände des
Hochzielbundes
Lübeck)



Aufnahme
von
Dr. Fränzel

Ortsgruppen. Mitglieder und Freunde befinden sich unter anderem in folgenden Städten und Orten:

Deutschland:

Weichselgau: Elbing, Danzig, Allenstein.

Havelgau: Stettin, Berlin, Arnswalde, Soldin, Prenzlau, Salzwedel, Nowawes, Brandenburg, Jüterbog.

Elbe-Wesergau: Hamburg, Glüsing, Hannover, Bremen.

Niederrhein: Walsum, Düren, Duisburg, Essen, Hamborn, Hagen, Elberfeld, Wermelskirchen, Köln, Seest.

Oberrhein: Worms, Neustadt a. H., Germersheim, Ludwigshafen, Mannheim, Saarbrücken.

Donaugau: Augsburg, München.

Maingau: Bamberg, Stammbach (Ofr.), Gemünden.

Hessen-Thüringen: Dinglingen (Lahr), Wetzlar, Fulda, Kassel, Dingelstädt (Eichsfeld), Göttingen, Laucha, Eisenach, Gotha, Rottenbach, Hildburghausen.

Sachsen: Köthen, Leipzig, Dresden, Chemnitz, Falkenstein, Aitzendorf, Neusalza.

Schlesien: Hirschberg, Beuthen, Breslau, Cosel, Kandrzin, Kattowitz.

Österreich: Wien, Klagenfurt.

Jugoslawien: Koprivionice, Niuešiksevo, Véliki-Bečkrek.

Ungarn-Rumänien: Czorna, Brančeni, Bukarest.

Polen: Sosnowiec, Lodz.

Dänemark: Kopenhagen, Vejle.

England: Wereham, Oldham, London.

Holland: Amsterdam, Rotterdam.

Frankreich: Paris, Châlons.

Schweiz: Zürich, Freiburg in Baden.

Wer sich mit unseren Zielen einverstanden erklärt und mit Gleichgesinnten in seinem Kreise Fühlung gewinnen will, melde sich beim Bundesleiter Dr. Fränzel, Bln.-Britz, Rochowstr. 4, von dem er die Anschriften der nächstwohnenden Mitglieder und Freunde des Somabundes erfährt, damit er sich mit ihnen zunächst im engeren Kreise in somagemäßen Leben üben, Somageist verbreiten und weitere Freunde für den Bund werben kann. Die Mitglieder werden besonders gebeten, uns über Mängel des Vertriebs der Zeitschrift in ihrer Gegend zu unterrichten. Sie erhalten für jedes neugeworbene Mitglied Soma ein Vierteljahr lang frei.

Ähnlichkeit

Von Fritz Hansen, Berlin-Lankwitz

Als die Photomaton-„Kunst“ aufkam und zu lebhaften Erörterungen Anlaß gab, war eines der wichtigsten Argumente gegen die automatische Photographie, daß dieses mechanische Verfahren nicht geeignet sei, ähnliche Bilder zu erzielen. Denn die Photomatonmaschine gibt Porträts seitenverkehrt, und es ist eine bekannte Tatsache, daß der menschliche Körper nicht aus zwei vollkommenen gleichen Hälften besteht. Man sieht die Gesichtshälften seitenverkehrt und deshalb unähnlich. Nun ist



Originalporträt

2 Rechtshälften

2 Linkshälften



Originalporträt

2 Rechtshälften

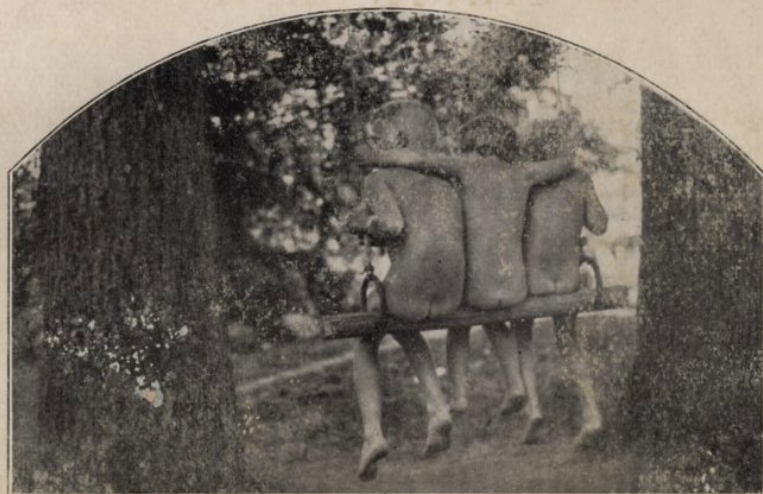
2 Linkshälften

Douglas Fairbanks

aber unbestritten, daß, wie immer verschieden auch die Ansichten über die „Richtungen“ in der Photographie sein mögen, die Forderung der Ähnlichkeit bei Porträts doch an erster Stelle steht.

Von Max Liebermann wird erzählt, daß er einen Kritiker, der bei der Betrachtung eines Porträtwerkes des Künstlers alle möglichen Vorzüge des Bildes rühmte, kurz und bündig mit den Worten unterbrach: „Ach was, ob es ähnlich ist, das ist die Hauptsache!“ An diesen charakteristischen Ausspruch des bekannten Berliner Malers wird man unwillkürlich durch die in einer Zeitschrift erzählte Geschichte von der Porträtbüste, die der Bildhauer Boero von der Pariser Schauspielerinnen Lautelme herstellte,

Aufnahme
von
Dr. Fränzel



Jörg,
Fips
und
Synka
„ich habe der
stolzen Brü-
der zwei“

erinnert. Die Bestellerin lehnte die Zahlung des Honorars von 10000 Francs ab, da die Büste vollständig unähnlich sei. „Und zwar“ — so schrieb Fräulein Lautelme dem Bildhauer — „geht der Mangel an Ähnlichkeit so weit, daß an einem meiner Empfangstage mir 42 Gäste beiderlei Geschlechts, denen ich eine Photographie der Büste zeigte, mit der Bitte, mir den Namen der dargestellten Person zu nennen, nicht weniger als 29 verschiedene Antworten gaben.“ In den Betrachtungen, die im Anschluß hieran über die Ähnlichkeit des Bildes angestellt wurden, ist darauf hingewiesen worden, daß juristisch die Ähnlichkeit irrelevant wäre, da Ähnlichkeit ein subjektiver Begriff sei und, um mit Zola zu sprechen, jedes Kunstwerk nur die Natur selbst, gesehen durch ein Temperament, sei. Wenn das nun auch bei Kunstwerken zutreffen mag, so wäre es doch total verkehrt, wollte man diese Ausführungen auch auf diejenige Art von Bildnissen ausdehnen, die heute weitaus die Mehrheit bilden, nämlich auf Photographien, denn Ähnlichkeit in der Photographie ist etwas ganz anderes als Ähnlichkeit in der Kunst. Unwillkürlich wird man dabei auch an Heinrich Heine erinnert, der in seinen „Gedanken und Einfällen“ sagt: „Die Daguerreotypie ist ein Zeugnis gegen die irrige Ansicht, daß die Kunst eine Nachahmung der Natur sei.“

Die unretuschierte Photographie ist — ein gut orthoskopisch zeichnendes Objektiv vorausgesetzt — immer die im mathematischen Sinne genau ähnliche der Zentralprojektion des betreffenden Gegenstandes vom Orte des Objektivs aus gesehen. Das heißt, etwas weniger abstrakt ausgedrückt, jedes Auge, das von der Stelle des Objektivs aus den abgebildeten Gegenstand betrachtet, wird das genau gleiche Bild in sich aufnehmen, wie der photographische Apparat. Soweit wäre ja die Sache für den Photographen recht günstig, denn er könnte, genau genommen, nie ein ähnliches Bild liefern.

Aber! Dieses an sich ähnliche Bild kann der Photograph gleichwohl durch seine „Kunst“ schnell, sicher und schmerzlos in ein völlig unähnliches (auch im objektiven Sinne unähnliches) Bild umwandeln. Da ist — um von vorn anzufangen — die Dauer der Exposition. Über- oder Unterexposition verändern Licht- und Schattenwerte, beeinträchtigen dadurch die Körperlichkeit der Darstellung, unterdrücken Details, bei der Überexposition in den Lichtern, bei der Unterexposition in den Schatten. Damit fehlen dem Bilde schon schlechthin notwendige Bestandteile, so daß es dadurch unähnlich wird.

Dann ferner kann die Retusche des Guten zu viel tun, und das tut sie auch überall da, wo sie nicht nur zur Ausbesserung zufälliger Plattenfehler benutzt wird, so daß schließlich von dem ursprünglich mathematisch ähnlichen optischen Bilde nichts mehr übrig bleibt.

Ergo: Photographien können sehr wohl objektiv unähnlich sein.

Wenn der Photograph richtig exponiert und nicht retuschiert, so fällt der Einwand der Unähnlichkeit, denn dafür, daß die porträtierte Person in dem Augenblicke der Aufnahme objektiv unvorteilhaft oder sozusagen „sich selbst unähnlich“ aussah, dafür kann eben der Photograph nichts.

Doch damit sind die Quellen der Unähnlichkeit noch nicht erschöpfend aufgeführt. Ein Verstoß gegen die Regeln der Kunst wäre es z. B. auch, wenn der Photograph ein Objektiv benutzen würde, das nicht genau orthoskopisch zeichnete, oder wenn er ein Objektiv wählte, dessen Brennweite nicht im richtigen Verhältnis zur beabsichtigten Bildgröße steht. Wenn z. B. der Photograph mit einem Weitwinkelobjektiv von sehr kurzer Brennweite ein möglichst großes Porträt aufnehmen will, so kommt ein objektiv unähnliches Bild heraus. Also: Die Brennweite des Aufnahmeobjektivs muß so gewählt sein, daß für das fertige Bild sich der Augenpunkt des Beschauers in der gewöhnlichen deutlichen Sehweite, etwa 250 mm, befindet. Nur wenn das Bild bei einer Betrachtung aus dieser Entfernung den Anschein der natürlichen Perspektive erweckt, ist es „ähnlich“, und nur dann hat der Photograph wirklich *lege artis* — nach allen Regeln der Kunst — gehandelt.



‘Ich weiß heut nicht, obs die Najaden waren.’

Aufn. Jos. Bayer

Aufruf an unsere Leser!

Es besteht die Absicht, den Titel unserer Zeitschrift „Soma“ zu ändern. Der Grund hierfür ist in der bedauerlichen Tatsache zu suchen, daß unsere Zeitschrift „Soma“ noch immer unter der Tendenz des ersten Verlegers zu leiden hat. Wir verweisen auf den folgenden Artikel. Das dort behandelte Verbot betrifft Hefte des ersten Jahrgangs, die in einem anderen Verlage und auch unter einem anderen Schriftleiter erschienen sind. Schon mit Heft 4 des zweiten Jahrganges ist eine vollständige Änderung der Tendenz eingetreten. Wir befließigen uns, nur die reine Frei-Körper-Kultur zu pflegen. Deshalb stehen auch die Behörden im allgemeinen unserem einwandfreien Unternehmen heute nicht mehr unsympathisch gegenüber. Aber trotzdem müssen wir dann und wann leider noch die Erfahrung machen, daß übereifrige Unterbeamte uns lediglich deshalb Schwierigkeiten bereiten, weil sie die erfolgte Tendenzumwandlung der Zeitschrift „Soma“ nicht kennen. Der Titel „Soma“ genügt ihnen gelegentlich, um uns Unannehmlichkeiten und Verluste zu bereiten. Deshalb besteht bei uns die Absicht, den Titel „Soma“ zu ändern.

Hierzu erbitten wir Vorschläge von unseren verehrten Lesern und veranstalten nachstehendes Preisausschreiben, das mit wertvollen Bücherpreisen bestritten wird.

BEDINGUNGEN:

1. Der Haupttitel darf nur ein Wort umfassen.
2. Der Untertitel 5—6 Wörter.
3. Der Haupttitel darf nur den Sinn: „Freikörperkultur“ in sich schließen.
4. Der gefundene Haupt- und Nebentitel ist auf eine frankierte Postkarte niederzuschreiben, mit Angabe der genauen Adresse des Absenders. Diese darf außer der genannten Adresse des Absenders keine andere Bemerkung enthalten und ist an die Eulen-Verlag-Akt.-Ges., Abteilung „Soma“, Leipzig C. 1., Lange Straße 8 bis zum 25. November 1929 zu senden.
5. Der Eulen-Verlag erwirbt das Recht, den besten Titel für die Zeitschrift „Soma“ zu verwenden, soll aber hierzu nicht verpflichtet sein.
6. Die zehn besten Titel werden in einer der nächsten Soma-Nummern veröffentlicht.
7. Preisrichter sind: die Schriftleitung und der Verlag.
8. Einspruch gegen die Preisverteilung ist nicht zulässig.

PREISE für unseren Wettbewerb: Somatitel.

- | | |
|------------------------------------|------------------------------------|
| 1. Skowronnek: „Ges. Werke“, | 6. 1 Skowronnek: „Der Verdrängte“, |
| 2. 1 Eulen-Klassiker-Kassette, | 7. 1 Ludwig: „Himmel und Erde“, |
| 3. 1 Peteani: „Der göttliche Kuß“, | 8. 1 Kleist: „Michael Kohlhaas“, |
| 4. 1 „ : „Frauen im Sturm“, | 9. 1 Heine, Gedichte, |
| 5. 1 Ulmenried: „Ketzer, Band I“, | 10. 1 Tennyson: „Enoch Arden. |

Ferner 20 Trostpreise.

Der Große Brockhaus, Band 1

Nachschlagewerke gehören zu den meistbenutzten Büchern, nicht nur in öffentlichen Bibliotheken und Lesesälen. Der Griff nach dem Lexikon in Fällen des Zweifels oder Nichtwissens ist für jeden modernen Menschen zur Selbstverständlichkeit geworden. Doch — in Abwandlung eines alten Spruches kann man sagen: andere Zeiten, andere Konversationslexika, d. h. die Anforderungen, die man heutzutage an ein mustergültiges Nachschlagewerk stellen muß, sind — im Hinblick auf unser erweitertes Wissen und Können und auf die ganz andere Einstellung zum Leben — von Grund aus andere als noch vor zehn und zwanzig Jahren! Da die vorhandenen Vorkriegslexika längst von den Tatsachen des vorwärtsjagenden Lebens überholt sind, ist es zu begrüßen, daß der älteste deutsche Lexikon-Verlag Brockhaus nach jahrelangen mühevollen und kostspieligen Vorarbeiten ein völlig neues großes Nachschlagewerk herausbringt, von dem der erste Band soeben erschienen ist. Ein Gang durch den Band, dessen geschmackvolles Äußere Erich Gruner-Leipzig entworfen hat, gibt eine flüchtige Vorstellung von der Vielgestaltigkeit des Werkes. Die Artikel sind kürzer und übersichtlicher, dafür aber wesentlich zahlreicher, die Sprache ist knapper und klarer geworden. Nichts ist von Lebensfremdheit, von einseitiger wissenschaftlicher Sprödigkeit zu merken, die früheren Nachschlagewerken oft anhängen; überall enge Verbindung mit Leben und Praxis. In der Tat, dies ist einer der leitenden Grundsätze bei der Neugestaltung: den „Großen Brockhaus“ zu einem wahren Volksbuch zu machen, einem Buch, in dem man sich Rat und Belehrung in allen Fragen des täglichen Lebens holen kann — sei es aus Beruf oder

Familie, sei es aus Kunst oder Wissenschaft, sei es für eine Liebhaberei oder zu ernstem Studium. Ein wahrhaft großes Ziel — und wie ist es erreicht! Es ist nicht möglich, Beispiele anzuführen, die auch nur annähernd all das Neue und die Mannigfaltigkeit des Bandes zeigen. Darüber unterrichtet man sich am besten durch die Ankündigung des Verlages, die in jeder größeren Buchhandlung kostenlos zu haben ist. Wie sehr der „Große Brockhaus“ gerade für das tägliche Leben unentbehrlich sein wird, zeigen z. B. die umrandeten, also schnell auffindbaren Ratschläge für erste Hilfe bei Unglücksfällen, Ratschläge bei Krankheiten, für die Hausfrau und Mutter (Stichwörter wie Abstillen, Amme), Winke für Bastler oder Aquariumsliebhaber mit praktischen Anleitungen, Berufsberatungsartikel (Apotheker, Arzt), Aufklärung über brennende wirtschaftliche und juristische Tagesfragen (z. B. Altbesitz). Sehr zu begrüßen sind die zahlreichen Bildnisse sowie die technisch vollendeten Landschafts- und Städtebilder (z. B. die Tafeln Alpen und Alpinistik). Diagramme, Notenbeispiele, technische Zeichnungen, Handschriften berühmter Persönlichkeiten, Landkarten, Tier- und Pflanzenbilder, Abbildungen aus Kunst- und Literaturgeschichte — wer wollte sich vermessen, in wenigen Zeilen eine auch nur annähernd vollständige Übersicht zu geben! Dazu hat der Verlag die Möglichkeit geschaffen, alte Lexika in Zahlung zu geben, wodurch sich der Bandpreis ermäßigt. (In Ganzleinen Mk. 26.—, bei Umtausch Mk. 23.50.) In Lieferungen erscheint das Lexikon nicht, die Erfahrungen haben gezeigt, daß die Ausgabe in einzelnen Heften und Heftchen zuviel Nachteile für die Bezieher mit sich bringt. WZI*.

Betrifft Freigabe der Monatszeitschrift „Soma“

(Der Fachzeitschrift „Buch- und Zeitschriftenhandel“ vom 28. 7. 29 entnommen)

Berlin O 27, Magazinstr. 3—5, den 12. Juli 1929.

Der Polizeipräsident
Abteilung II

Tgb.-Nr. 20/298. II. Z. B. U. 29.

An den Eulen-Verlag, A.-G.
in Leipzig, Lange Str. 8.

Sofort!

Fr. d. D. M.

Die Verfügung vom 28. 5. 29. (Tgb.-Nr. 231. II. Z. B. U. 29) betr. Ausschluß der Zeitschrift „Soma“ vom 10. 6. bis 10. 9. d. J. habe ich zurückgenommen. Die in Frage kommenden Stellen habe ich entsprechend benachrichtigt.

J. V.: gez. Adriani

Beglaubigt: Stryjewski, Krim.-Schr.

(Stempel: Der Polizeipräsident
Abteilung II, Berlin)

Die Monatszeitschrift „Soma“ darf somit wieder in allen Sortimentsbuchhandlungen, Buch- und Zeitschriftenhandlungen, Bahnhofsbuchhandlungen und Zeitungskiosken verkauft werden. Das Verkaufsverbot einerseits und dessen Aufhebung andererseits bergen in sich manches Interessante und Wissenswerte. Die Eulen-Verlags A.-G., Leipzig, schreibt uns hierzu:

„Die Zeitschrift ‚Soma‘ steht jetzt im IV. Jahrgang. Im Jahre 1926 wurden die Hefte 3 und 4 des ersten Jahrgangs auf Grund § 184 oder 184 a des StGB. von der Stuttgarter Staatsanwaltschaft beanstandet. Der Verleger war damals die Leipziger Magazin-Verlags-gesellschaft-Leipzig. Nahezu drei Jahre nach der Beanstandung hat am 12. 11. 1928 das Schöffengericht Stuttgart I folgendes Urteil gefällt:

Es wird für Recht erkannt:

„Alle Exemplare der Zeitschrift ‚Soma‘, 1. Jahrgang, Heft 3 und 4, sowie die zu ihrer Herstellung bestimmten Platten und Formen sind unbrauchbar zu machen.“

Auf Grund dieses Urteils hat am 22. 6. 1929, also diesmal sechs Monate nach Fällung des Urteils, das Polizeipräsidium, Abteilung II, Deutsche Zentralpolizeistelle, Berlin, den Verkauf der Zeitschrift in allen Bahnhofsbuchhandlungen und Kiosken auf drei Monate verboten! Seit der Beanstandung der hier in Frage stehenden Hefte des ersten Jahrgangs und der

Bekanntmachung des Verkaufsausschlusses für drei Monate haben Herausgeber sowie Verleger gewechselt. Die Tendenz der Zeitschrift erfuhr inzwischen auch eine gründliche Änderung. Das Ausschlußverbot traf somit den jetzigen Verleger nicht nur zu Unrecht, sondern es sei ausdrücklich hervorgehoben, auch ohne jede direkte Benachrichtigung von seiten der Behörden. Wir erhielten von dem Verkaufsausschluß erst Kenntnis, als plötzlich aus zahlreichen Städten die Sendungen, die das letzte Heft enthielten, teilweise sogar unausgepackt zurückkamen. Die Remittenden-Fakturen oder Aufschriften auf den Paketen enthielten Vermerke, die wie folgt lauteten: „Auf drei Monate verboten“, „Wir ersuchen, keine Fortsetzung mehr zu liefern“, „Warum haben Sie uns nicht benachrichtigt?“, „Warum setzen Sie uns Bestrafungen aus?“. Infolge dieser Mitteilungen wandten wir uns dann sofort persönlich an das Berliner Polizeipräsidium und an das Preußische Ministerium des Innern. Dort erst erfuhren wir den wahren Sachverhalt. Es wurde uns nach ausführlicher Darlegung der veränderten Verhältnisse in Aussicht gestellt, daß ein schriftliches Gesuch unsererseits vom Ministerium wohlwollend geprüft werden würde. Dies ist auch geschehen und zwar diesmal in einem sehr kurzen Zeitraum.

Ganz abgesehen von dem Schaden, den auch der Ruf der Zeitschrift durch dieses nach drei Jahren ausgesprochene Urteil erfuhr, mußte die Herstellung und der Druck der nächsten beiden Hefte zehn Tage stillgelegt werden. Durch diese gewaltsame Maßnahme sind uns weitere, ganz beträchtliche Verluste entstanden; sie hätten aber samt und sonders vermieden werden können, wenn die Berliner Behörde den jetzigen, zu Unrecht bestrafte Verleger von dem dreimonatlichen Verkaufsausschluß zu gleicher Zeit benachrichtigt hätte, als sie ihre nachgeordneten Polizeiamter und die Eisenbahndirektionen in Kenntnis setzte. Man sollte annehmen, daß auch der Verleger eine amtliche Benachrichtigung verlangen kann, zumal wenn die Bestrafung, denn um eine solche handelt es sich letzten Endes nur, ihn überhaupt nicht betrifft. Die Maßnahme ist an und für sich damit zu vergleichen, als wenn ein Gericht den Sohn für die Vergehen seines Vaters nach drei Jahren plötzlich einsperren lassen wollte. Um den Buch- und Zeitschriftenverlag vor solchen unverdienten Verlusten zu bewahren, wäre es nicht zuviel

verlangt, daß die in Frage kommenden Stellen Maßnahmen treffen, die Verleger rechtzeitig von einem derartigen Verkaufsausschluß zu benachrichtigen, auch wenn sie schuldig sind. Selbst wenn ein solcher Verkaufsausschluß berechtigt wäre, kann doch wohl von den Behörden nicht beabsichtigt werden, die Verleger auch noch dadurch empfindlich zu bestrafen, daß man sie ahnungslos Makulatur drucken läßt.“ (Hier ist offenbar das 1926 noch nicht vorhanden gewesene Schu-Schmu-Gesetz und das alte Strafgesetz zu einem lieblichen Durcheinander vermengt worden. Rechter Hand, linker

Hand — alles vertauscht! Die Methode, den Verleger erst schuldig werden zu lassen und ihn dann der wirtschaftlichen Pein zu übergeben, sollte doch eigentlich dem Schu-Schmu-Gesetz vorbehalten bleiben. Aber auch das alte Strafgesetz birgt offenbar Möglichkeiten, von denen unsere Schundtöter — ahnungslos, wie sie nun einmal von Hause aus sind — noch keinen Schimmer haben. Verleger, Autoren und Buchhändlern scheinen also noch allerlei „herrliche Zeiten“ in Aussicht zu stehen. Im Falle „Soma“ ist ein solches herrliches Zeitalter nun erfreulicherweise vorbei. R e d.)

Lassen Sie uns auch in der Ferne verbunden bleiben! Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt, aber hier und da jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten.

An die Griechen zu glauben ist eben auch eine Mode des Zeitalters. Sie hören gern genug über die Griechen deklamieren. Kommt aber einer und sagt: Hier sind welche; so ist niemand zu Hause. Friedrich Schlegel

**Leicht verschwindet der Taten Spur
Von der sonnenbeleuchteten Erde,
Wie aus dem Antlitz die leichte Ge-
bärde,
Aber nichts ist verloren und ver-
schwunden,
Was die geheimnisvoll waltenden
Stunden
In den dunkel schaffenden Schoß auf-
nahmen —
Die Zeit ist eine blühende Flur,
Ein großes Lebendiges ist die Natur,
Und alles ist Frucht, und alles ist
Samen.**

Schiller



Aufn. Lotte Herrlich

Einem Teil der Auflage liegt das dritte Bilderblatt des Lichtschulheims Lüneburger Land bei, das wir in erster Linie den Gästen und Freunden des Heims, darüber hinaus allen Lesern unserer Zeitschrift zur Beachtung und Weitergabe an Interessenten empfehlen. Weitere Exemplare frei durch den Schriftleiter.

EULEN-BÜCHEREI

Ganzleinen-Ausgabe

ERSTE REIHE

- Goethe, Gedichte 2.—
Schiller, Gedichte 2.—
Heine, Buch der Lieder . . 2.—
Eichendorff, Aus dem Leben eines
Taugenichts 1.50
Körner, Leier und Schwert 1.20
Einzel zu beziehen oder in Ka-
sette 9.—

ZWEITE REIHE

- Ludwig, Zwischen Himmel und
Erde 2.20
Kleist, Michael Kohlhaas . 2.—
Lenau, Gedichte 1.60
Bürger, Gedichte 1.50
Fouqué, Undine 1.50
Einzel zu beziehen oder in Ka-
sette 9.—

- Tennyson, Enoch Arden. In Ganz-
leinen 2.50

**EULEN-VERLAG A.-G.
LEIPZIG C 1**

Eine Skizze Ihres Lebens gratis

**„SIE KÖNNEN IHRE
SORGEN VERJAGEN“**

sagt der berühmte Astrologe

Eine Skizze oder eine Beschreibung des Lebens ist für eine vernünftig denkende Person so wichtig wie die Meereskarte für den Seemann. Warum wollen Sie mit verbundenen Augen umhergehen, wenn Sie durch einen einfachen Brief die genaue Information erhalten können, welche Sie zum Glück und zum Erfolg führen kann?

Vorher gewarnt ist vorher gerüstet

Prof. ROXROY wird Ihnen sagen, wie Sie Erfolg haben können, welches Ihre günstigen und ungünstigen Tage sind, wann Sie ein neues Unternehmen beginnen oder eine Reise antreten sollen, wann und wen Sie heiraten, wann Sie um Vergünstigungen fragen, Investitionen machen oder spekulieren sollen. Dies alles und vieles andere kann aus Ihrer Lebenskarte ersehen werden.



Mme. E. Servagnet, Villa Petit Paradis, Alger, sagt:

„Ich bin mit meinem Horoskop vollkommen zufrieden, das mit großer Genauigkeit vergangene und jetzige Tatsachen enthüllt, getreu die Züge meines Charakters und meinen Gesundheitszustand angibt, diskret den Schleier der Zukunft lüftet und sehr wertvollen Rat hinzufügt. Die Arbeit des Prof. Roxroy ist wundervoll.“

Um eine kurze Skizze Ihres Lebens gratis zu erhalten, wollen Sie einfach den Tag, Monat, Jahr und Ort Ihrer Geburt angeben. Schreiben Sie deutlich und unbedingt eigenhändig Ihren Namen und Adresse und senden Sie Ihre Angaben sofort an Prof. Roxroy. Wenn Sie wollen, können Sie —50 M. beifügen (keine Geldmünzen einschließen) zur Bestreitung des Portos, der Schreibgebühren usw. Adresse: ROXROY, Dept. 8363 A, Emmastraat 42, Haag (Holland), Briefporto nach Holland — 25 M.

Der Eulen-Kalender 1930

Preis nur 50 Pf., ist erschienen. Buntfarbiger Umschlag, 100 Seiten Umfang mit 48 Bildern, nur spannende Original-Erzählungen. Prachtvolle, farbige Kunstbeilage. Zu beziehen durch jede Buchhandl. oder gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken vom

Eulen-Verlag A.-G., Leipzig C 1, Lange Straße 8

Soeben ist erschienen die Volksausgabe des berühmten Buches

JENA ODER SEDAN

Roman von Franz Adam Beyerlein

Ganzleinen, holzfreies Papier, 464 Seiten Umfang

Preis nur RM. 2.85

Das Buch bleibt aktuell. Was Beyerlein über Deutschlands Zusammenbruch vor Jahren prophezeite, hat sich leider erfüllt

Bisher verkauft 260 000 Exemplare!

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

EULEN-VERLAG, AKT.-GES., LEIPZIG C 1, LANGE STR. 8

Gelegentlich Fritz Skowronneks siebzigsten Geburtstages haben
die unterzeichneten Verlagshäuser seine

Gesammelten Werke

zu wohlfeilem Preis herausgebracht. Die
Sammlung enthält die folgenden Bände:

- | | |
|--|----------------------------|
| 1. Der graue Stein | 6. Der Wagehals |
| 2. Zertrümmerte Götzen | 7. Der Polenflüchtling |
| 3. Der Mann von Eisen und Der Hecht im Karpfenteich | 8. Pan Kaminski |
| 4. Der Muckerpfaff | 9. Die süße Not |
| 5. Am Hofe des Barons | 10. Rittergut Hohensalchow |

Jeder Band kann einzeln bezogen werden

Preis in Ganzleinen RM. 3.75, in Halbleder RM. 5.75

*

Ferner ist erschienen:

Fritz Skowronneks neuester Roman

Der Verdrängte

Preis brosch. RM. 3.50, in Ganzleinen RM. 5.-, in Halbleder RM. 6.50

„Der Verdrängte“, der neueste Roman des bekannten ostpreußischen Dichters Fritz Skowronnek, schildert in einer außerordentlich spannenden Handlung die Erlebnisse eines deutschen Soldaten, der, aus langer Gefangenschaft zurückgekehrt, seine westpreußische Heimat unter polnischer Herrschaft findet. Auf der Grundlage historischer Geschehnisse schildert der Roman, wie „Der Verdrängte“ und seine willensstarke Großmutter – die Eltern sind schon tot – sich gegen die Polen wehren, die sie knechten und ihres Gutes berauben wollen, wie sie für Deutschland optieren und rücksichtslos verdrängt, das heißt aus ihrer Heimat vertrieben werden. Mit ungewöhnlicher Energie gründet der Verdrängte für sich und seine Auserwählte, die gegen den Willen ihres polenfreundlichen Vaters zu ihm hält, eine neue Existenz. Der kulturpolitische Hintergrund verleiht dem Roman aktuellen Reiz und bleibenden Wert.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Eulen-Verlag A.-G., Leipzig C 1, Lange Straße 8

Wodni, Lindecke & Ködel, Dresden-A., Pfotenhauerstr. 55

Für den gesamten redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Walter Fränzel, Berlin-Britz, Rochowstr. 4, und Günsingen, Post Betzendorf, Kr. Lüneburg. Für die Inserate Gustav Kühn, Leipzig, Eulen-Verlag, A.-G., Leipzig C 1. Druck: Rohland & Paul G. m. b. H., Altenburg, Thür. Auslieferung für Österreich: Hans Fischer und Bruder, Wien XVII, Palfygasse 18. In Österreich für Herausgabe und den Inhalt verantwortlich: Hans Fischer, Wien VI, Kasernenweg 11. Auslieferung für Frankreich: Librairie Universum Paris VI^e, 33, Rue Mazarine. Auslieferung für Holland und Kolonien: Pandora Uitgevers Genootschap, Wagenstraat 189, Den Haag. Nachdruck verboten. Copyright in U. S. A. by Eulen-Verlag, A.-G., Leipzig C 1. — Umschlag-Photo: Lotte Herrlich, Altona-Bahrenfeld. Alle Bestellungen für Abonnements und Einzelhefte sind zu richten an: Eulen-Verlag, A.-G., Leipzig C 1, Lange Straße 8. Postscheckkonto: Leipzig 50964. Erscheint monatlich.

